Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Naturgeschichte und Technologie

für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften; zur allgemeinen Schul-Encyclopädie gehörig

Geschichte des Menschen - ein Anhang zu Funk'[!]s Naturgeschichte und Technologie; zur allgemeinen Schul-encykopädie gehörig

Funke, Carl Philipp

Braunschweig, 1799

Zweiter Abschnitt. Der Mensch im gesellschaftlichen Zustande

urn:nbn:de:bsz:31-264139

Visual Library

Zweiter Abschnitt.

Der Mensch im gesellschaftlichen Zustande.

Einsam und ohne Umgang mit andern seines Geschlechts erreicht der Mensch seine Bestimmung gar nicht. Er bleibt ein Thier in Menschengestalt, ohne Sprache und ohne Entwicklung der Vernunft. Die Natur gab ihm daher einen Trieb zur Geselligkeit, welcher ihn reizt, sich seines Gleichen zu nähern und mit ihnen zusammen zu leben. Dieser Trieb entspringt zunächst aus dem Begattungs-instinkt und aus dem Bedürfniß, Vorstellungen zu empfangen und mitzutheilen. Deshalb ist auch die Ehe die erste gesellschaftliche Verbindung und man findet sie noch heutiges Tages selbst unter den Völkern, welche keine andre Bande der Gesellschaft kennen. Freilich wird im Anfange unter so rohen Naturmenschen die Ehe keine Vereinigung aus Liebe und nicht unzertrennlich noch einfach seyn; aber sie ist doch der Keim, aus welchem allmählig die Blume der Menschheit, das zarte Gefühl der Sittlichkeit, hervorsproßt. Liebe des Gatten zum Gatten, zärtliche Zuneigung beider zu ihren Kindern, Anhänglichkeit und Ehrerbietung der Kinder gegen die Eltern; dies sind die Früchte, welche der veredelte Geschlechtstrieb erzeugt.

In der Ehe vervielfältigen sich die Bedürfnisse mit dem Anwachse der Familie und der Mann, der als Einzelner seinen Unterhalt sich ohne sonderliche Mühe erwarb, muß, als Hausvater seinen Fleiß verdoppeln. Ein neuer Anlaß zur Veredlung der Menschen-natur! Die Kräfte werden durch die größere Anstrengung immer mehr geübt und entwickelt, und die ihm vorher unbekannten süßen Empfindungen der theilnehmenden Freude an dem Wohlseyn seiner Lieben geweckt. Jedoch ist die leichtere, oder schwerere Erwerbung der Befriedigungsmittel der Bedürfnisse der allerwichtigste Umstand in Hinsicht auf die Vervollkommnung des Menschen. Nur bei einem gewissen Grade des körperlichen Wohlseyns regt sich im Menschen der Trieb zur Erkenntniß des Schönen, des Guten und des Wahren. Wenn also jene Erwerbung leicht ist, werden auch die geistigen Kräfte leicht gebildet und vervollkommnet, und so im Gegentheil.

Zwei Stücke erleichtern, oder erschweren die Erhaltung des Lebens: die Beschaffenheit des Klima und der gesellschaftlichen Verbindung, welche die Menschen unter sich errichtet haben.

Unter einem milden Klima, wo der Boden von selbst eßbare Früchte im Ueberfluß hervorbringt, wo die Wälder Wild, und die Flüsse und Seen Fische genug darbieten, da kann einer mäßigen Anzahl Bewohner der Unterhalt nicht schwer fallen und da wird auch die Kultur des Geistes früh anfangen. Die Geschichte des Menschengeschlechts erhebt diese Vermuthung zur Gewißheit.

So lange der Mensch die Mittel zu seiner Erhaltung von der Natur selbst bekommt und sie nur hinnehmen und genießen darf, so lange lebt er, wie ein Kind im Hause

der

der Eltern, sorglos und unschuldig. Genuß, Spiel (oder freiwillige Thätigkeit zum Vergnügen) und Ruhe wechseln beständig mit einander ab. Arbeit, d. i. Anstrengung der Kräfte zur Erreichung eines nützlichen Zwecks, scheuet er. Genuß und das damit verbundne Wohlseyn ist das Ziel seiner Wünsche. Mit je weniger Aufwand von Kräften und je geschwinder er dies Ziel erreichen kann, desto glücklicher fühlt er sich. Darum ist ihm die Arbeit zuwider, weil die Kräfte dabei in unfreiwillige Thätigkeit gesetzt werden müssen, und der Genuß, als das Ziel dieser Thätigkeit, in einiger Entfernung von ihm liegt. In diesem Betrachte scheinen nun diejenigen die Glücklichsten zu seyn, welche von den Früchten der Erde, die sie von selbst liefert, leben können; denn diese lassen sich am leichtesten nehmen und ohne mühsame Zubereitung genießen. Nächst dem ist die Jagd und der Fischfang — bei großem Reichthum der Natur an Produkten dieser Art — das am wenigsten beschwerliche Geschäft.

Wenn Glückseligkeit allein die Bestimmung des Menschen wäre, so würde der gütige Urheber der Natur gewiß dafür gesorgt haben, daß alle Menschen zu allen Zeiten, so lange und so weit die Erde bewohnbar ist, ein so harmloses glückliches Leben hätten führen können. Allein Glückseligkeit ist, wie wir wissen, nur das Bestrebungsziel des Menschen, welches ihn zu seiner Bestimmung, der Ausbildung und Veredlung seiner Kräfte, unvermerkt hinleitet. Deshalb wird ihm die Glückseligkeit nur zu kosten, nicht zu genießen gegeben, und wenn er glaubt, in ruhigem Besitz derselben zu seyn, entschlüpft sie ihm wieder, um ihn aus seinem trägen Schlummer aufzuwecken und zu neuer Thätigkeit zu spornen.

Versetzen wir uns in Gedanken in ein paradiesisches Land, wo das erste Menschenpaar ohne Mühe seinen Unterhalt gewinnt! Dies glückliche Leben wird auch den nächsten Nachkommen zu Theil, und dauert so lange, bis ihre Zahl so angewachsen ist, daß der Vorrath an Naturprodukten nicht mehr zu ihrer Ernährung hinreicht. Nun sind sie genöthigt, die Gewächse, wovon sie sich erhielten, durch Anpflanzung zu vermehren und die nutzbarsten Thiere zu zähmen und zu verpflegen, d. i. es entsteht Ackerbau und Viehzucht — die ersten und ältesten Gewerbe — und mit denselben entwickelt sich zugleich der Begriff von Eigenthum. Die Gewächse, die man selbst gebauet, die Heerde, die man selbst gezogen hatte, war Eigenthum, dem Andern unantastbares Gut. Bei noch stärkerer Bevölkerung und damit zunehmendem Mangel an Unterhalt drängten sich die Familien einander; die schwächern wichen gutwillig oder gezwungen, und zogen in andre Gegenden. Auf diese Weise wurden allmählig auch entfernte unfreundliche Länder besetzt, deren Bewohner nach Jahrhunderten durch die Härte des Klima in Barbarei zurücksanken, aber an Leibesstärke und Muth zunahmen, und daher oftmals wiederum eine fruchtbare Gegend mit Gewalt in Besitz nehmen konnten.

Eben so viel Einfluß, wie das Klima, — und wol noch mehr hat die gesellschaftliche Verbindung der Menschen auf die leichtere oder schwerere Erwerbung der Bedürfnisse, und mithin auch auf den höhern oder niedern Grad ihrer Kultur. Die Errichtung solcher Gesellschaften hatte anfänglich nur Sicherheit des Lebens und des Eigenthums zur Absicht. Anfälle wilder Thiere trieb man gemeinschaftlich ab, zuerst vielleicht gleichsam aus Instinkt, ohne eine besondre Verabredung darüber genommen zu haben. Gefährlicher aber waren dem Menschen die Angriffe von seines Gleichen, wo er nicht nur wider thierische Gewalt, son-

sondern auch wider menschliche List zu kämpfen hatte. Diese machten ein engeres Band der Vereinigung nothwendig, indem man sich gegenseitig Hülfe und Beistand zusicherte. So entstanden unter den Familien, welche nahe genug beisammen wohnten, um sich bei plötzlichen Ueberfällen einander Hülfe leisten zu können, feste gesellschaftliche Verbindungen, woraus in der Folge **Staaten** erwuchsen. Diese Verbindungen sind für das Wohl und Wehe des ganzen Menschengeschlechts von so großer Wichtigkeit geworden, daß wir hier ihren Ursprung und ihre Beschaffenheit noch etwas genauer auseinander setzen müssen.

Angriffe von Menschen auf das Leben und Eigenthum andrer veranlaßten eine nähere Vereinigung mehrerer Familien, um eine solche Gewaltthätigkeit, welcher ein Einzelner oder eine Familie nicht widerstehen konnte, mit verbundnen Kräften abzuhalten. Welches ist aber die Quelle jener feindseligen Gesinnungen der Menschen gegen Menschen? Keine andre, als die vorher bemerkte natürliche Begierde, **ohne Arbeit genießen zu wollen.** Wenn ein Mensch alle seine Triebe leicht und bald genug befriedigen kann, so ist er ruhig und verträglich mit seines Gleichen. Sieht er aber einen Andern im Besitz eines Gegenstandes seiner Begierde, und er glaubt sie nicht leichter und geschwinder stillen zu können, als wenn er den Andern beraubt; so wird er es thun, wofern er sich stark genug dazu fühlt. Dies kann der Fall schon seyn, wenn auch die Erwerbung des Unterhalts noch keine Mühe weiter kostet, als die Mühe des Aufsuchens und Fangens. Es scheint der ungeduldigen Begierde bequemer, das, was in der Nähe in den Händen eines Andern ist, gleich mit Gewalt zu nehmen, als erst lange darnach zu suchen und es sich selbst herbei zu holen. So verfährt der ungebildete Mensch, der, wie das Thier, kein andres Gesetz, als das Gesetz des

Stärkern kennt. Dort nagt ein kleiner Spitz in ungestörter Ruhe an einem Knochen. Aber seht! auf einmal springt ein Bullenbeisser hinzu, und der erschrockne Spitz schleicht sich zitternd davon und überläßt dem majestätischen Räuber die Beute.

Noch stärker wird die Versuchung, fremdes Eigenthum an sich zu reissen, wenn die rechtmäßige Erwerbung desselben mit großer Beschwerde verbunden ist. Als daher Ackerbau und Viehzucht eingeführt waren, vervielfältigten sich die Eingriffe in das Eigenthum. Sie wurden aber nun eben deshalb auch ungerechter und verhaßter. Denn weil jeder Mensch von Natur alle unfreiwillige Anstrengung der Kräfte, alle Arbeit scheuet; so ist ihm das, was er durch Arbeit erwirbt, von desto größerm Werthe, je mehr Aufwand seiner Kräfte es erfordert hat.

Diejenigen, welche sich fremdes Eigenthum anmaßten, handelten entweder grade hin nach dem thierischen Gesetz des Stärkern, oder sie glaubten in der Nothwendigkeit, in der Rache und in der Wiedervergeltung einiges Recht dazu zu finden. Nothwendigkeit schien einzutreten, wenn alles, was durch die erste Besitznehmung Eigenthum werden konnte, schon in Besitz genommen war, und die steigende Bevölkerung mehr Menschen gab, als das Land ernähren mogte. Alsdann entstand ein Kampf um Leben und Tod zwischen denen, die besaßen, und denen, die nichts besaßen, die aber doch auch leben wollten. Wurden diese nun vertrieben und in andre, vielleicht unfruchtbarere Gegenden verdrängt; so reizte sie die Rachbegierde, so bald sie sich stark genug fühlten, ihre Angriffe zu erneuern.

Aber

Aber warum mußte denn das so seyn? und warum wurde das thierische Gesetz des Stärkern auch in die menschliche Natur gelegt? War es nicht besser und für die Ruhe und Glückseligkeit der Menschen zuträglicher, wenn ein natürliches Gefühl von Billigkeit und Gerechtigkeit sie nöthigte, einem Jeden das Seine zu lassen? Die Antwort hierauf ist schon in dem Vorhergehenden gegeben worden. Ausbildung der Kräfte Einzelner und Veredlung der ganzen Menschheit, aber nicht das Wohlseyn Einzelner, noch die Glückseligkeit dieser oder jener Nation in diesem oder jenem Zeitalter, ist das letzte Ziel, dem das menschliche Geschlecht entgegen geführt wird. Unsre Bestrebungen nach Glückseligkeit und die damit verbundnen angenehmen, oder unangenehmen Empfindungen sind vorübergehend, sind bloße Erscheinungen; die dadurch bewirkte Ausbildung der Kräfte bleibt. Ohne Leidenschaften und ohne Streit und Krieg würden die Menschen sich freilich, ihrem Gefühl nach, besser befunden haben; allein zur Entwicklung ihrer Fähigkeiten war diese Einrichtung der Natur durchaus nothwendig. Auch ohne Krankheiten würden wir uns glücklicher fühlen, und Einzelne leiden allerdings gar sehr darunter. Aber welche herrliche Kenntnisse müßten wir jetzt entbehren, wenn diese Leiden uns nie gedrückt hätten! Daraus folgt nun keinesweges, daß wir die sogenannten Uebel mit stoischer Gleichgültigkeit ertragen, ihre Wegschaffung nicht wünschen und mit allen Kräften betreiben sollten, sondern grade das Gegentheil. Sie sind eben dazu da, daß wir an der Vertilgung derselben unsre Kräfte üben sollen, und wenn dieser Zweck nach dem Willen der Vorsehung vollkommen erreicht ist, so wird auch das Uebel aufhören.

Wir kehren zur Entstehung der Gesellschaft zurück. Der Vortheil derer, welche Eigenthum hatten, erforderte es,

es, daß sie sich gegenseitig Hülfsleistung gegen alle Gewaltthätigkeit versprachen. Wenn folglich Einer angegriffen wurde, so eilten Alle zu seiner Vertheidigung herbei. Diese Verbindung der friedlichen, im Besitz ihres Eigenthums sich wohl befindenden Familien zog auch eine ähnliche Verbindung der vom Raube lebenden nach sich, und nun entschied die Anzahl, die körperliche Stärke und die Klugheit den Streit der entgegengesetzten Parteien. Jetzt war es nicht mehr Angriff einiger Räuber auf das Eigenthum Andrer, sondern es ward Krieg, der auf Ueberwältigung und Unterjochung abzielte. Von beiden Seiten fand man bald, daß im Kampfe nicht alle gleich gute Dienste thaten und daß Einer oder Wenige durch ihre Tapferkeit mehr zum Siege beitrugen, als der ganze übrige Haufe; mit einem Worte: man bemerkte ein große Ungleichheit in Ansehung der Kräfte der Menschen.

Es ist eine unleugbare, durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigte Wahrheit, daß die Menschen nicht alle ein gleiches Maaß von Kräften des Leibes und Geistes besitzen. Der Grund zu dieser Ungleichheit wird durch die Zeugung gelegt, und so sehr auch Uebung und Unterricht die natürlichen Anlagen ausbilden und verstärken mag, so bleibt doch immer noch die eigne ursprüngliche Verschiedenheit bemerkbar. Wie viel diese Ungleichheit der Kräfte zur Ordnung und zur Harmonie des Ganzen beiträgt, darf hier nicht erst ausführlich gezeigt werden. Und wenn auch wirklich alle Menschen in dieser Hinsicht gleich geboren würden, so müßte doch nothwendig in der Folge eine Ungleichheit durch die ungleiche Ausbildung der Fähigkeiten, die theils von äußern Umständen, theils von dem Willen eines Jeden abhängt, entstehen.

Als nun die Gesellschaft bei der gemeinschaftlichen Vertheidigung ihres Eigenthums diese Erfahrung gemacht hatte, so war es natürlich, daß man den, oder die Tapfersten vorzüglich ehrte, und ihnen aus Dankbarkeit und zur Aufmunterung Geschenke gab. Leben und Eigenthum sind die größten Güter, und wem man die Erhaltung derselben zu verdanken hat, den schätzt man am meisten. So ward **Tapferkeit** die erste bürgerliche Tugend.

Eben so wenig konnte der Gesellschaft die Bemerkung entgehen, daß eine gewisse Ordnung im Angriff und in der Vertheidigung nothwendig ist. Man überließ daher diese Anordnung den Tapfersten und machte sie zu Anführern des Haufens im Streit. Den Befehlen derselben gehorchten die übrigen freiwillig und gern, weil sie zu ihren selbst gewählten Anführern das Vertrauen hatten, daß die Befehle derselben ihnen Allen nützlich seyn würden. Dieser **Gehorsam** fand jedoch nur im Kriege Statt; außer demselben war jeder Hausvater unumschränkter Gebieter seiner Familie, und keiner hatte dem andern zu befehlen.

Indeß zeigte sich bald anfangs nach dem Entstehen der Gesellschaft noch ein andres Bedürfniß. Die Verbindung gegen gewaltthätige Anfälle von außen schützte die Mitglieder noch nicht gegen offenbare und heimliche Angriffe von innen. Denn wenn gleich jeder ein gewisses Eigenthum besaß, so waren doch die Besitzungen in Ansehung der Größe und der Güte verschieden; einer hatte sein Land besser angebauet; seine Heerden sorgfältiger gepflegt, als der andre, u. s. w. Hieraus entstand **Ungleichheit des Vermögens**, und mit derselben das ganze Gefolge von Ungerechtigkeiten, wozu Neid von der einen, und Habsucht von der andern Seite veranlaßt. Ueberdies sind ungebildete Menschen den Kindern ähnlich, die sich bei der geringsten Gelegenheit necken, zanken

und

und schlagen. Wenn sich ein solcher Zwist unter den Gliedern einer Familie erhebt, so kann ihn der Hausvater schlichten; wenn er aber mehrere Familien entzweiet, wer soll da entscheiden? Das Gesetz des Stärkern, d. i. Gewalt darf hier nicht angewendet werden, weil es gegen den Zweck der Gesellschaft seyn würde, welche sich eben zur Verhinderung der Gewalt vereinigt hat. Es ist also kein andres Mittel übrig, die streitenden Partheien zu vergleichen und den Hader zu stillen, als das Recht.

Das Wort Recht wird eigentlich nur von sittlich freien Handlungen vernünftiger Geschöpfe gebraucht und man versteht darunter diejenige Beschaffenheit einer Handlung, vermöge welcher die Ausübung derselben durch keine Pflicht gehindert wird. *) Mit andern Worten: Recht ist alles, was ich thun darf, und ich darf alles thun, was die Glückseligkeit und Vollkommenheit andrer, so wie die meinige, nicht vermindert. Hieraus läßt sich die Bedeutung von Unrecht, gerecht, Gerechtigkeit und dergleichen mehr leicht ableiten. — Da der Begriff vom Recht so klar und simpel, und die Verbindlichkeit, recht zu handeln, dem gesunden Menschenverstande so einleuchtend ist, so sollte man meynen, daß Niemand vorsetzlich Unrecht thun würde. Allein der Ungerechte glaubt jedesmal in dem Fall zu seyn, daß er sein eignes Wohl nur auf Kosten eines andern befördern könne, und hiemit entschuldigt er sich selbst, wenn er sich vornimmt, unrecht zu thun. Oft geschieht es auch unvorsetzlich in der Hitze der Leidenschaft. In beiden Fällen erkennt er gewöhnlich seine Handlung nicht für unrecht; denn er gibt zwar im Allgemeinen zu, es sei unrecht, einem andern zu

*) Versuch über den Grundsatz des Naturrechts, v. G. Hufeland. Leipzig 1785. S. 32.

zu schaden, aber sein eigner Nutzen, meint er, lasse sich zuweilen auf keine andre Art erhalten, und alsdann werde die sonst ungerechte Handlung rechtmäßig. Nun entsteht zwischen dem Beleidiger und Beleidigten ein Streit über Recht und Unrecht, der, wenn ihn nicht das Gesetz des Stärkern entscheiden soll, durch die Dazwischenkunft eines Dritten, nach dem wahren Begriff des Rechts, aus einander gesetzt werden muß. Dieser Dritte muß, als ein verständiger, rechtschaffner und unpartheiischer Mann bekannt seyn, sonst wird man sich seinem Ausspruch nicht unterwerfen. Sein Ausspruch muß auch Gültigkeit haben und die streitenden Partheien müssen sich dabei beruhigen. Dies kann aber nicht wol anders geschehen, als wenn sich alle Mitglieder der Gesellschaft vereinigen, einen oder einige solcher Männer zu Schiedsrichtern ihrer Streitigkeiten zu wählen, und denjenigen, als einen Feind der ganzen Gesellschaft anzusehen und zu behandeln, der ihre Entscheidungen sich nicht gefallen lassen will. Hierdurch erhalten die Aussprüche der Richter gesetzliche Kraft und ihre Personen eine gewisse Autorität, die sie über die andern erhebt.

Anführer und Vertheidiger gegen alle Gewaltthätigkeiten von außen, und Richter und Obrigkeiten zur Sicherheit gegen Bedrückungen von innen, waren also zur Erhaltung der Gesellschaft nothwendig, und so sehr sie auch hin und wieder von ihrer ersten Bestimmung ausgeartet seyn mögen, so theuer auch mancher Gesellschaft das Gute, was bei ihrer Einführung beabsichtet wurde, zu stehen gekommen ist: so kann man doch ihre Unentbehrlichkeit und ihren Nutzen überhaupt nicht läugnen; auch ist ihr Ursprung, wie wir gesehen haben, rein und edel. Es entstand aber in der Folge noch eine besondre Klasse von Menschen, die auf das Schicksal der Gesellschaften einen in der That — wenn auch nicht

dem

dem Scheine nach — größern Einfluß bekam, als jene (ich meyne die Zauberer und Priester *).

Die vielen Wirkungen in der Natur, deren Ursachen wir nicht sehen oder begreifen, führen zuerst auf den Begriff von unsichtbaren Kräften und nach und nach auch auf den Begriff von einer Gottheit. Der ganz rohe Mensch vornehmlich, wenn er nur immer auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse denken muß, erhebt sich so wenig bis zu dem Begriff von einer Ursach, als das Kind. Er läßt es um sich her donnern und blitzen, ohne dabei den Gedanken aufzufassen und zu verfolgen: Woher kömmt dies? Allein kaum hat er sich aus diesem Zustande eines stieren Anstaunens heraus gearbeitet, so fängt er an, wie der neugierige Knabe, bei allem, was ihm ungewöhnliches aufstößt, nach der Ursach zu forschen, und wenn er diese mit seinen Sinnen nicht entdecken kann, so bildet er sich eine mit Hülfe der Phantasie. Denn es wird dem menschlichen Geist, dessen Denkkraft einmal aufgeregt ist, zum dringendsten Bedürfniß, die Ursachen von den Wirkungen, welche er sieht, wissen zu wollen. Aber es vergehen Jahrhunderte und Jahrtausende, ehe er die Stufe der Kultur ersteigt, daß er die angenommenen Ursachen, woraus er sich die Wirkungen erklärt, genauer untersucht und beurtheilt, ob sie auch in richtiger Beziehung mit einander stehen. So hält z. B. der Grönländer die sogenannten Sternschnuppen für Besuche der Seelen, die sie bei ihren Verwandten auf der Erde abstatten (denn alle Sterne sind ihm Seelen verstorbner grönländischer Menschen und Thiere), und es fällt ihm nicht ein, über

*) Priester, nicht Prediger, welche letztern sehr verehrungswürdige Personen seyn können, die erstern aber nie. S. Pokels Beiträge zur Beförderung der Menschenkenntniß. Stück I. Seite 57 ꝛc. vergl. St. II. Seite 80 ꝛc.

über das Verhältniß dieser Erscheinung zu der angegebenen Ursach weiter nachzudenken.

Wirkungen annehmen, deren Ursachen und deren Beziehung auf jene man nicht selbst untersucht hat, oder nicht einsieht, heißt **glauben**. Ist die Beziehung gewisser angenommenen Ursachen und Wirkungen unrichtig, so nennen wir es **Aberglauben**. Sieht man nach eigner Prüfung das wahre Verhältniß der Dinge ein, so hat man **Erkenntniß**.

Die Ursachen von den Wirkungen wissen zu wollen, ist Bedürfniß jedes Menschen, der sich über den ersten Zustand thierischer Gleichgültigkeit erhoben hat. Erkenntniß kann nicht ohne große Anstrengung der Geisteskräfte erworben werden. Der Mensch scheuet alle Anstrengung der Kräfte; er will genießen, und der Weg, auf welchem er mit dem wenigsten Aufwand seiner Kräfte und am geschwindesten zum Genuß kommt, ist ihm der liebste. Dieser Weg, jenes Bedürfniß am leichtesten zu befriedigen, ist der Glaube; daher haben alle Menschen einen natürlichen Hang zum Glauben, jedoch nur so lange, bis sie veranlaßt werden, die Nothwendigkeit der Erkenntniß zur Glückseligkeit einzusehen. So lange sich der Mensch bei dem Glauben glücklich fühlt, wird er sich nicht um Erkenntniß bemühen; leidet er aber dabei, so treibt ihn das Gefühl der Noth zur Anstrengung seiner Kräfte und er ringt nach Erkenntniß.

Der **Glaube** ist entweder **wahr** oder **falsch**. Der wahre Glaube gründet sich auf ein richtiges Verhältniß der Dinge zu einander, der falsche (oder Aberglaube) auf ein unrichtiges. In tausend Fällen gegen einen wird der Mensch **von selbst** das wahre Verhältniß nicht finden, wenn er die Natur der Dinge nicht erkennt, denn die Möglichkeit der

Verbindungen ist unendlich. Es wird also auch der Aberglaube viel häufiger, als der wahre Glaube seyn.

Nur bei dem wahren Glauben (und bei der Erkenntniß) kann der Mensch glücklich seyn: der Aberglaube macht allemal unglücklich, wenn die Gegenstände des Aberglaubens auf unsre Handlungen Einfluß haben. Sieht der Mensch ein, daß er durch den Aberlauben unglücklich geworden ist — zu dieser Einsicht lassen ihn aber innere und äußere Hindernisse erst spät gelangen — so wirft er ihn von sich und strebt nach Erkenntniß.

Glaube kann andern mitgetheilt werden, Erkenntniß nicht, den sie beruhet auf eigner Untersuchung. Mitgetheilter Glaube heißt Kenntniß, und diese kann nach Beschaffenheit des Glaubens wahr oder falsch seyn. Kenntnisse sind oft eins der wichtigsten Hindernisse der Erkenntniß, denn wer jene besitzt, meint schon das wahre Verhältniß der Dinge zu kennen und schreibt seinen unbehaglichen Zustand, worin er durch unrichtige Kenntnisse geräth, und der ihn zur Erkenntniß treiben soll, nicht den unrichtigen Kenntnissen, sondern andern Ursachen zu.

Zur Glückseligkeit des Menschen ist nicht Erkenntniß von vielen Dingen nothwendig, sondern nur von denen, welche zunächst auf ihn und auf seine Handlungsweise wirken. Wer von diesen Erkenntniß, oder auch nur richtige Kenntniß besitzt, der ist aufgeklärt, und wer sie auf Glückseligkeit anwendet, ist weise.

Diese

Diese Betrachtung kann uns über manche Erscheinungen in der Geschichte des Menschen und der Menschheit Aufklärung geben.

Der Mensch glaubt eher und lieber, als er erkennt. Sein Glaube ist anfangs mehrentheils Aberglaube, und bei demselben beharrt er, bis die Noth oder günstige Umstände ihn zur Erkenntniß leiten. Die Quellen des Aberglaubens sind diejenigen Wirkungen in der Natur, deren Ursachen wir nicht mit den Sinnen entdecken und begreifen. Man schreibt daher diese Wirkungen verborgnen und unsichtbaren Kräften zu. Unsichtbare, den Sinnen nicht begreifliche Wesen, kann sich kein Mensch denken; er setzt mit Hülfe der Phantasie Gestalten zusammen, oder denkt sich dieselben unter schon bekannten Bildern. Ueberhaupt ist der Mensch selbst Schöpfer solcher Wesen, und je unvollkommner seine Begriffe vom Schönen, Wahren und Guten sind, desto unvollkommner sind auch die Begriffe von den unsichtbaren Kräften.

Die Wirkungen dieser Kräfte sind entweder dem Menschen schädlich, oder nützlich, und so entsteht der Glaube von schädlichen und nützlichen, oder guten und bösen unsichtbaren Mächten, d. i. Gottheiten. Krankheiten gaben wahrscheinlich die erste Veranlassung zu der Idee von bösen Gottheiten, und wenn durch heilende Pflanzen die Wiederherstellung der Gesundheit bewirkt wurde, so glaubte man, daß in denselben gute Gottheiten verborgen wären.

Der Wunsch, gute und böse Wirkungen nach Gefallen lenken zu können, führte bald auf Versuche, und da einige hierin entweder durch Zufall oder durch natürliches Geschick vor andern glücklich waren, so ehrte man sie auch vorzüglich, als solche, die wol mit den unsichtbaren Mächten ein geheimes Verständniß haben müßten. Man suchte der-

gleichen Leute mit Geschenken zu gewinnen, um durch ihre Vermittelung die bösen Gottheiten von sich zu entfernen und die guten zu Freunden zu erhalten. Anfangs bildeten sich diese Leute selbst ein, daß sie besondre Günstlinge der unsichtbaren Mächte wären. Als sie in der Folge den natürlichen Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen und der von ihnen gebrauchten Mittel mit den dadurch erreichten Zwecken erkannten; so verschwand zwar jene hohe Meinung von sich selbst, aber sie hüteten sich wohl, diese Entdeckung andern mitzutheilen, da sie bisher so große Vortheile davon gezogen hatten. Vielmehr diente diese Entdeckung nur dazu, daß sie dgs Vorurtheil des großen Haufens von ihrer geheimen Verbindung mit den Geistern auf alle Weise befestigten. Sie wurden also aus Abergläubigen Betrüger, brachten ihre Kunst in ein System, und errichteten unter sich eine eigne geschlossene Gesellschaft, einen Orden, dessen größtes Geheimniß darin bestand, andre zu betrügen. Dies ist der so weit verbreitete Orden der Zaubrer, der mit furchtbarer Macht über den ganzen Erdkreis herrscht. Ueberall, wo Aberglaube sich findet, — und wo findet sich der nicht? — da trifft man auch Zauberer an. Selbst die Hottentotten, die weder Religion noch Priester haben, verehren die Gewalt der Zauberer. Sie sind in den verschiednen Ländern unter verschiednen Namen bekannt: In Asien heißen sie Schamanen, in Afrika Fetischirer, in Amerika Jongleurs und Angekoks, und in dem kultivirten Europa – Geisterseher und Geisterbeschwörer. Alle handeln nach so bewunderswürdig einstimmigen Grundsätzen, daß man meinen sollte, sie hätten nur einen Lehrmeister gehabt. Besonders suchen sie aus allen Kräften den Aberglauben zu erhalten und zu befördern, in welchen Bemühungen sie auch oft von andern sichtbaren Mächten unterstützt werden.

Von der Zauberei war nur ein kleiner Schritt zur Einführung des Priesterthums, denn der Keim des letztern liegt schon

schon in der erstern. Wenn man einmal glaubte, daß Menschen mit Geistern Gemeinschaft haben und sich derselben nach Gefallen zu Wunderthaten bedienen könnten; so mußte man auch mit der Zeit auf den Gedanken kommen, daß man durch gewisse Gebräuche auf den Willen der Gottheiten wirken könne *). Die Vorstellungen der Menschen von der Gottheit richten sich nach dem jedesmaligen Grade ihrer Kultur. Unter rohen sinnlichen Menschen sind Geschenke das beste Mittel, Jemandes Gunst zu erhalten; und diese Vorstellung trug man auch auf die Gottheiten über und brachte zur Gewinnung ihrer Gnade Opfer. Hiermit glaubte man ihnen einen Gefallen zu erweisen oder ihnen zu dienen, und nannte es Gottesdienst. Zuerst verrichtete jeder Hausvater für sich und seine Familie den Gottesdienst, allein nachher bestimmte man besondre Personen dazu, und das sind die Priester. Dies geschah theils aus Ehrfurcht gegen die Gottheiten, denen man, wie den Königen, eigne Diener zuordnen wollte, theils weil nicht jeder Hausvater immer Zeit hatte, selbst zu opfern, so oft er es wünschte. Ganz unkultivirte Völker haben gemeiniglich blos Zauberer, mehr kultivirte haben Zauberer und Priester zugleich, und in sehr vielen Ländern zogen die Priester allmählig die wichtigsten Geschäfte der Zauberer an sich, wie z. B. ehemals in Egypten, Chaldäa und Persien, im mittlern Zeitalter hin und wieder unter den Christen, **) und noch jetzt in Tibet, China ꝛc.

*) Der Glaube, daß der Mensch durch sein sittlich gutes oder schlechtes Betragen sich das Wohlgefallen, oder Misfallen der Gottheit zuziehe, ist ein Grundsatz der wahren Religion. Der Glaube, daß äußere Gebräuche, ohne Rücksicht auf das sittliche Verhalten, eben dies bewirken, ist schändlicher Aberglaube des Priesterthums.

**) Möhsens Geschichte der Wissenschaften. S. 257—265.

(Ich

Laßt uns nun sehen, wie sich die Gesellschaften weiter gebildet, wie sie die gegenwärtigen Formen angenommen und wie weit sie den Zweck, zu welchem sie sich vereinigten, erreicht haben. Durch Einführung der Obrigkeiten wurden sie ordentliche Staaten, und mit zunehmender Bevölkerung entstanden Künste, Gewerbe, Handel und Luxus, und eine unvermeidliche Folge von dem allen war die immer steigende Ungleichheit des Vermögens.* Der Arme mußte dem Reichen dienen und dieser gab jenem von seinem Ueberfluß nur so viel, als nöthig war, um seine Dienste ferner gebrauchen zu können. Mit der zunehmenden Bevölkerung mehrten sich auch die Kriege. Denn so sehr die übrigen Mitglieder der Gesellschaft, welche Eigenthum besaßen, Ursach hatten, die Erhaltung des Friedens zu wünschen: so sehr mußten hingegen diejenigen, welche durch den Krieg mehr gewannen, als verlohren, Veranlassung zum Kriege suchen. Es ist nicht schwer zu errathen, wer diese Personen waren; es waren diejenigen, die nichts (oder wenig und schlechtes Eigenthum) besaßen, und die Anführer im Kriege. Diese, die Ehre und Ansehen und Vermögen im Kriege erwarben, sahen es gern, wenn derselbe oft entstand und lange dauerte. Dadurch gewöhnten sich nicht nur die, welche unter ihrer Anführung stritten, zum Gehorsam gegen sie, sondern auch die übrigen Mitglieder der Gesellschaft fingen an, ihnen mit ausgezeichneter Achtung zu begegnen. Auch fand man es billig, sie nach Endigung des Krieges, zur Belohnung ihrer Tapferkeit, auf Kosten der Gesellschaft zu unterhalten. Dies schon machte ihren Stand beneidenswerth und erweckte Nacheiferung in der Tapferkeit.

Krie-

(Ich citire diese Stelle nach Meiners Grundriß der Geschichte aller Religionen S. 142.

Kriegesglück führt gemeiniglich weiter, als man anfangs dachte. Die Räuberhorde, welche einfiel, um zu plündern; die Nation, welche eine andre bekriegte, um wirkliche oder vorgegebene Beleidigungen zu rächen, begnügte sich nicht immer mit Erreichung ihrer ersten Absicht, sondern die siegende Parthei unterjochte die überwundne völlig. So ging die Freiheit der Besiegten verloren, die selbst bei der großen Ungleichheit des Vermögens noch Statt gefunden hatte.

Es giebt eine dreifache Freiheit: eine physische, eine moralische und eine bürgerliche. Wer die Glieder seines Leibes nach Gefallen bewegen und gebrauchen kann, der ist physisch frei; wer das thun kann, was er für das Beste erkennt, der ist moralisch frei; bürgerlich frei nennt man denjenigen, der nach gerechten und von ihm selbst gebilligten Gesetzen handeln kann, und der nicht von der Willkühr Eines, oder einiger Einzelnen abhängt. Physische Freiheit eines Menschen ohne alle moralische ist der Gesellschaft gefährlich, und muß mehr oder weniger eingeschränkt werden. Ein Verrückter, ein Rasender, ein Dieb verliert mit Recht seine physische Freiheit. Selbst der Genuß der vollkommnen bürgerlichen Freiheit wird durch einen gewissen Grad der moralischen bestimmt. Kinder werden daher nicht eher zum vollen Genuß der bürgerlichen Freiheit gelassen, als bis sie den Gebrauch ihres Verstandes erlangt haben. Die moralische Freiheit gründet sich nämlich blos auf den Verstand. Natur und Uebung macht aber die Menschen in Ansehung der Verstandeskräfte sehr ungleich, folglich sind auch nicht alle Menschen eines gleichen Grades moralischer Freiheit fähig. Wer selbst nicht im Stande ist, das Bessere, das er thun will, oder soll, zu erkennen, der muß es auf Autorität eines Verständigern annehmen und diesem folgen. Er hängt

also in sofern von dem Willen eines andern ab und handelt nicht vollkommen frei *). Blödsinnige können nie frei werden, und ein sehr großer Theil von Menschen erreicht nur eine so niedrige Stufe der Freiheit, daß sie in Vergleichung mit andern, welche höher steigen, in beständiger Knechtschaft bleiben; sie sind, wie ein Weiser des Alterthums sagt, geborne Knechte. Ein Unglück ist es, wenn Menschen, die von der Natur zum Gehorchen bestimmt sind, durch Zufall und äußere sogenannte Glücksumstände in eine Lage gesetzt werden, wo sie befehlen wollen oder sollen. Das Unglück ist um desto größer, je zahlreicher der gehorchende Haufe und je unbedingter der jenen zu leistende Gehorsam ist. In dieser Hinsicht geben die gebornen Knechte in hohen Aemtern dem Menschenfreunde einen traurigen Anblick. Ein König selbst klagt darüber mit folgenden Worten: Es ist ein Unglück, das ich sahe unter der Sonne, nämlich Unverstand, der unter den Gewaltigen gemein ist, daß ein Narr sitzet in großer Würde, und die Reichen (am Verstande, d. i. die Verständigen) hienieden (tief unten) sitzen. Ich sahe Knechte auf Rossen, und Fürsten zu Fuße gehen, wie Knechte. **)

Der Mensch wird aber nicht allein durch Schwäche des Verstandes in seiner moralischen Freiheit beschränkt, sondern sie wird ihm auch durch Leidenschaften und Gewohnheiten ganz geraubt. Diese sind alsdann seine Tyrannen, denen er selbst wider Willen folgt.

Die bürgerliche Freiheit beruhet auf gerechten und die allgemeine Glückseligkeit der Gesellschaft bezweckenden Gesetzen.

*) Einem weisen Knechte muß der Herr dienen. Sirach 10. V. 28.

**) Pred. Salomo, Kap. 10, V. 5 — 7.

setzen. Wo gar keine Gesetze sind, da findet auch keine bürgerliche Freyheit statt, denn da muß sich der Schwächere dem Stärkern unterwerfen und thun was dieser haben will. Wo der Wille Eines, oder einiger Einzelnen den übrigen zum Gesetz dient, da ist keine bürgerliche Freiheit, auch da nicht, wo dieser Wille neben den vorhandenen Gesetzen, oder gar dagegen gesetzliche Kraft hat. Aber auch nicht überall, wo Gesetze sind, ist bürgerliche Freiheit, sondern nur da, wo sie gerecht sind und auf das allgemeine Wohl der Gesellschaft abzwecken. Gerechte Gesetze müssen jedem Mitgliede der Gesellschaft den Genuß seiner natürlichen Rechte sichern und sie keinem zum Vortheil eines andern schmälern. Die natürlichen Rechte des Menschen beziehen sich auf Sicherheit des Lebens, auf Erwerbung und ungestörten Besitz des Eigenthums, auf Stillung des Geschlechtstriebes, wenn die Stimme der Natur dazu einladet, auf Genuß der physischen Freiheit und auf die ungehinderte Befriedigung des Triebes der Seele, Vorstellungen zu empfangen und mitzutheilen. Das allgemeine Wohl der Gesellschaft erfordert aber, daß Niemand diese Rechte zum Schaden Andrer ausübe, und die Gesetze müssen sie also nur mit dieser Einschränkung, verstatten; aber auch nur mit dieser Einschränkung sonst sind sie ungerecht. — Eine solche Ausübung der natürlichen Rechte (und also auch bürgerliche Freiheit) kann bei aller Ungleichheit des Vermögens und der Stände Statt haben.

Der Krieg war es, der den Menschen ihr kostbares Kleinod, die bürgerliche Freiheit, zuerst raubte. Das siegende Heer bemächtigte sich des Eigenthums der Besiegten und zwang sie selbst zu den härtesten Diensten. Dies zog eine ganz neue, von der ursprünglichen sehr verschiedne Staatsverfassung nach sich. Der Anführer der siegenden Parthei sahe sich als Herrn des eroberten Landes an, und ließ sich auch Landesherr nennen. Die Bewohner desselben wurden

seine Unterthanen, seine Sklaven. Die einzigen freien Leute in diesem neuen Staat waren die Eroberer, die von dem Herrn des Landes für ihre Dienste (wie billig!) mit den Besitzungen der Ueberwundnen beschenkt wurden. Den besten und größten Antheil an der Beute bekamen die Tapfersten, die Anführer. Diese behielten auch selbst im Frieden ein über die andern erhabnes Ansehen und gewisse Vorzüge und Vorrechte, die sie sonst nur während des Krieges genossen hatten; mit einem Worte, sie wurden die Edlen des Landes. Das Oberhaupt bediente sich derselben als seiner Vertrauten und Räthe zu den wichtigsten Verrrichtungen, und als Unterbefehlshaber mußten sie ihm den Besitz des Landes behaupten helfen. Alle Anordnungen und Anstalten bezogen sich mittelbar oder unmittelbar auf die Erhaltung der einmal erworbenen Vortheile der Sieger, und das nannte man das allgemeine Beste, das Wohl des Staats. Der Landesherr legte den Unterthanen einen willkührlichen Tribut auf; sein Wille war Befehl, dem Niemand ohne Gefahr des Todes widersprechen durfte. In seine Hände floß also das, was die Unterthanen erarbeiteten zusammen, ohne daß er weiter Mühe damit hatte, als es anzunehmen und zu genießen. Es war aber mehr, als er genießen konnte, daher drängte sich ein Schwarm von Müssiggängern hinzu, kroch zu seinen Füßen, und bot sich ihm zu allen Diensten an, für die Erlaubniß, von seinem Ueberfluß mit zehren zu dürfen. Er wählte unter ihnen, und es entstand ein Hof um ihn, der seinen Glanz und seine Macht beträchtlich vermehrte. Diese Glücklichen erhoben ihn dafür bis in den Himmel; ihre Schmeicheleien waren grenzenlos. Sie wetteiferten mit einander, für ihren Herrn und Gebieter, der sie mit sich ohne Arbeit genießen und in Wollust leben ließ, neue Titel und Ehrenbezeugungen zu ersinnen. Nachdem sie alles erschöpft hatten, was die ausschweifendste Phantasie von irrdischer Hoheit erdichten kann,

mach-

machten sie ihn zu einem Gott, und baueten ihm Tempel und Altäre. Das arme betrogene Volk staunte, und betete den neuen Götzen an.

Durch Krieg und Eroberung war diese Macht gegründet worden, durch Krieg und Eroberung mußte man sie befestigen und erweitern. Der Mittelpunkt aller Thätigkeit war — das Wohl des Landes? nein — das Wohl des Königs und des Hofes. Da man nun glaubte, daß dies letztere mit dem erstern unvereinbar sey — wie es denn auch nach der damaligen Lage der Sachen nicht anders seyn konnte — so lebten Volk und König in beständiger Spannung, keins traute dem andern recht. Der König brauchte also zur Behauptung seiner sogenannten Rechte eben die Gewalt, wodurch er sie erworben hatte; er unterhielt zu dem Ende ein Kriegsheer, und versicherte sich der Treue desselben durch alle mögliche Mittel. Nichts mußte ihm nun so wichtig und so werth seyn, als das Werkzeug seiner Macht, daher ward der Kriegsstand der erste und vornehmste Stand im Staate.

Die Unterhaltung eines glänzenden Hofs, der in Ueppigkeit schwamm, eines zahlreichen Kriegesheers und einer Menge von Staatsbedienten, die über die eingeführte Ordnung wachen mußte, machten eine Vermehrung der Einkünfte nothwendig, und diese erhielt man durch neue Eroberungen, wozu die Veranlassung leicht gefunden wurde. Eroberungssucht, welche den Geldgeiz und Ehrgeiz der Regenten auf Kosten des Volks befriedigt, ist bis auf wenige Ausnahmen, die allgemeine Leidenschaft derer, die sich mächtig genug fühlen, andre Nationen zu überwältigen. Die Staatsklugheit großer Monarchien, sagt Friedrich II. ist

immer

immer dieselbe gewesen; ihr Hauptgrundsatz ist immer gewesen, alles zu verschlingen, um sich zu vergrößern, und ihre Weisheit hat darin bestanden, den Kunstgriffen ihrer Feinde zuvor zu kommen, und ihr Spiel am feinsten zu treiben *). Wie sehr überhaupt die Gewalt, Krieg zu führen welche die Regenten an sich gezogen haben, gemißbraucht wird, bestätigt die alte und neuere Geschichte. Ein andrer Schriftsteller sagt darüber folgendes:

Die ursprüngliche und wesentliche Bestimmung des Kriegesstandes ist Vertheidigung des gemeinschaftlichen Eigenthums der bürgerlichen Gesellschaft und des Vaterlandes. Dauer und Sicherheit des Genusses ist ein eben so nothwendiges und wesentliches Stück des Wohlstandes und der bürgerlichen Glückseligkeit, als Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit des Genusses. Darum vereinigten sich die Menschen bei der ersten Entstehung des gesellschaftlichen Lebens nicht blos zu gegenseitiger Beihülfe in Erwerbung der Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, sondern auch zu gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen feindliche Gewalt und Beleidigungen. Damals war jeder Bürger auch Krieger, gleichmäßig verpflichtet zur Beschützung, wie zur Beförderung und Vermehrung des gemeinen Wohls. Aber bei zunehmender Ausbreitung der Gesellschaften und bei fortschreitender Kultur wurde es nothwendig, die Geschäfte des Krieges und des Friedens von einander zu trennen, und beide zwischen verschiedene Klassen von Bürgern des Staats zu theilen, damit zu keiner Zeit die Erwerbung des Bedürfnisses um der Sicherheit, noch diese um jener willen vernachlässigt werden, und es weder den Producenten an Schutz, noch den Beschützern des Vaterlandes am Un-

*) Hinterlassene Werke Friedrichs II. sechst. B. S. 32. Vergl. 25 und 26.

Unterhalt gebrechen möchte. So wurde der Kriegesstand von den übrigen Klassen der Gesellschaft gewissermaaßen abgesondert.

Heut zu Tage sind es selten die Rechte und das Eigenthum der Nationen, sondern die wahren oder scheinbaren Rechte der Regenten, um derentwillen Krieg geführt wird; ihn beschließt fast nirgends die Stimme des Volks, sondern das Gutdünken, die Laune oder die Eroberungssucht der Fürsten (oder ihrer Mätressen und Minister), wiewol Vertheidigung des Vaterlandes, nothgedrungner Kampf fürs gemeine Wohl, fast immer zum Vorwand gebraucht werden. — —

Auf nichts werden so große Summen verwendet, als auf den Krieg, und fast nirgends sucht man gleichwol mehr zu ersparen, als an den Mitteln des Unterhalts, der Gesundheit und des künftigen Fortkommens derjenigen, durch welche der Krieg geführt wird. Der Mensch erscheint auch hier als ein Räthsel, und man weiß in der That nicht, welches von beiden befremdender ist, ob der Uebermuth und die Nachlässigkeit derjenigen, welche so wenig für die Werkzeuge ihres Willens und ihrer politischen Größe sorgen; oder die Gutmüthigkeit und Sorglosigkeit der Krieger, welche sich um eines, ihnen fremden Interesse willen aus Menschen zu Maschinen umformen und allen Gefahren blosstellen lassen, um während ihrer Dienstjahre kümmerlich unterhalten, und dann, wenn sie Gesundheit und Kräfte zugesetzt haben, dem hülflosen Elende und der Armuth preiß gegeben zu werden *).

*) Handbuch zur militärischen Arzneikunde, nach dem Plan eines engl. Werks von Hamilton. Leipzig bei Weygand 1790. Th. I. S. 3 u. 5.

Der

Der Krieg, dies nothwendige Uebel, gebar also zuerst den Despotismus, der sich über alle Gesetze erhebt, und Menschenrechte mit Füßen tritt; er gebar das Lehnssystem, er machte aus Freigebornen Sklaven. „Das alte Lehnssystem, welches vor einigen Jahrhunderten in Europa beinahe allgemein war, hatte seinen Ursprung von den Eroberungen der Barbaren. Der Feldherr, der eine Horde führte, machte sich zum Suverän des eroberten Landes, und vertheilte die Provinzen unter seine vornehmsten Offiziere; diese waren zwar dem Suverän unterworfen und mußten Truppen stellen, wenn er sie forderte; da aber manche von diesen Vasallen so mächtig, als ihr Oberhaupt, wurden, so entstanden Staaten im Staate. Dies war eine Quelle von Bürgerkriegen, deren Folge das Elend der ganzen Gesellschaft war. In Deutschland haben sich diese Vasallen unabhängig gemacht; in Frankreich, England und Spanien sind sie unterdrückt worden. Das einzige Bild von dieser abscheulichen Regierungsform ist uns noch in der Republik Polen übrig"*).

Da, wo das Volk kultivirter und die Sitten milder wurden, verwandelte sich der Despotismus in die absolute monarchische Regierungsform, welche den Regenten zwar an Gesetze zu binden verspricht, aber ihm doch die Freiheit läßt, sie nur in so weit zu beobachten, als er es für dienlich findet.

Die vielen Bedrückungen des Volks in despotischen und monarchischen Staaten veranlaßten Empörungen und mancherlei Veränderungen der Regierungform, z. B. eingeschränkte Monarchien, Wahlreiche, Republiken, die dann wie-

*) Hinterlassene Werke Friedrich II. sechst. Band, S. 55 ꝛc.

wiederum entweder oligarchisch, oder aristokratisch, oder demokratisch sind.

Man hat schon längst die Frage aufgeworfen, welche von allen diesen Staatsverfassungen die beste sey? Die Frage ist wichtig, denn sie betrift nichts Geringers, als die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts „Durch die Einrichtungen und Verfassungen der Staaten werden die Rechte der Menschen entweder beschützt oder verletzt; die Menschen selbst entweder in die Verhältnisse der Gleichheit unter einander, oder in das Verhältniß von Herren und Sklaven gesetzt; ihre Verbrechen entweder verhindert, oder autorisirt: ihre Sitten entweder verbessert oder verderbt. Die Einrichtungen der Staaten haben immer die Folge, daß sie entweder die Güter, die der Mensch besitzt, oder die Uebel, die ihn drücken, vergrößern. — — Diejenigen Staatsverfassungen, welche die ursprüngliche Gleichheit (des Rechts) der Menschen erhalten, den Geist der Bürger mit der Ausübung öffentlicher Pflichten beschäftigen, die Menschen lehren, den Rang nach dem Unterschiede persönlicher Eigenschaften zu bestimmen, gereichen zur Erhaltung und Uebung der Tugend. Verfassungen im Gegentheil, durch welche die Menschen ihrer Rechte beraubt, oder durch welche ihre Besitzungen von der Willkühr ihrer Obern abhängig gemacht werden; Verfassungen, bei welchen sie so betrachtet werden, als ließen sie sich nur durch Zwang und die Furcht vor Strafe regieren, haben die Wirkung, in dem Suverain Tyrannei und Uebermuth, in den Unterthanen einen sklavischen Geist und Niederträchtigkeit hervorzubringen; jedes Gesicht mit Blässe zu bedecken, und jedes Herz mit Muthlosigkeit und Eifersucht zu erfüllen. Die größte und sich am weitesten erstreckende Wohlthat, welche einzelne Menschen ihrem Geschlecht erweisen können, ist die Errichtung oder Erhaltung weiser Staatsverfassungen, und die

die größte Beleidigung, die boshafte Menschen ihm zufügen können, ist, solche Verfassungen über den Haufen zu werfen oder zu verderben" *).

Es ist Pflicht und Beruf eines jeden aufgeklärten Menschenfreundes, sein Urtheil freimüthig und bescheiden über diese Materie zu äußern, nicht, um Empörungen des Volks und gewaltsame Staatsveränderungen zu bewirken, sondern um allmählig heilsame Verbesserungen vorzubereiten, und die Staatsverfassungen ihrem eigentlichen Endzweck immer näher zu bringen. Gewaltsame Revolutionen sind ohnehin nicht der Weg, auf welchem dieser Endzweck sicher erreicht wird, wie die Geschichte aller Zeiten lehrt. Auch unsre jetzige Staatsverfassungen sind ursprünglich ein Werk der Gewalt, und tragen — mehr oder weniger — Spuren ihres barbarischen Ursprungs an sich, welche aber nach und nach durch die Hand der Weisheit ausgetilgt werden können **). Gewöhnlich haben bei Revolutionen solche Personen ihre Hände mit im Spiel, denen es um nichts weniger, als um das allgemeine Wohl zu thun ist. So lange sie selbst sich (auf Kosten Andrer) wohl befinden, überstimmen sie durch laute Schmeicheleien und hochtönende Lobpreisungen der Regenten die stillen Seufzer des gedrückten Volks, das selten Sprecher hat, weil es nicht mit Adels-Diplomen, mit allergnädigsten Handbillets, mit goldnen Medaillen und fetten Pfründen lohnen kann. Diese Leute sind

*) Fergusons Grundsätze der Moralphilosophie, übersetzt von Garve. S. 282 - 284.

**) Amerika scheint hievon die erste Ausnahme zu machen. Einige kleinere Staaten und Freistädte, vornehmlich in Deutschland, gehören auch noch zu den glücklichen Ausnahmen, die aber ihr Glück keiner Revolution verdanken.

sind es, welche von einer fehlerhaften Regierungsform den meisten Vortheil ziehen und dieselbe aus allen Kräften unterstützen. Sie überreden die Regenten, willkührlich herrschen und über die Gesetze erhaben seyn, das sey der wesentliche Vorzug ihrer Würde, indem sie wohl wissen, daß unter einer solchen Regierung sie selbst, wenn sie mit der Macht und Autorität des Regenten bekleidet werden, am besten ihre Herrschsucht und ihren Geiz befriedigen können. Glauben sie aber, von Seiten der Regierung in ihren vermeinten Rechten eingeschränkt zu seyn, so steht kein Thron so fest, den sie nicht zu erschüttern und umzustürzen wagen. Oft ist es ihnen auch gelungen; allein was gewann das Volk dadurch? Die Herren wurden geändert, die Herrschaft nicht.

Unter denen, die bei Staatsveränderungen von jeher eine wichtige Rolle spielten, zeichnen sich vornehmlich die Priester aus. Wir haben schon oben den Ursprung des Priesterthums angeführt und gesehen, wie die kindische Vorstellung ungebildeter Menschen von der Versöhnung der Gottheit durch Geschenke und Opfer die erste Veranlassung dazu gab. Als den Priestern dies Geschäft, die Götter zu gewinnen und zu versöhnen, ausschließlich übertragen worden war, so fanden sie bald, wie viel Vortheile sich hieraus ziehen ließen. Das Amt selbst, welches sie gleichsam zu Vermittlern zwischen der Gottheit und den übrigen Menschen machte, hüllete sie in einen Schein von Heiligkeit; man fing mit der Zeit an, sie als bessre Menschen zu betrachten, die allein würdig wären, sich der Gottheit zu nähern, u. s. w. Dies Vorurtheil benutzten sie treflich; sie sonderten sich von dem gemeinen Haufen durch eine in die Augen fallende Kleidung und Lebensart ab, sie vermischten sich mit demselben nicht durch Heirathen, rühmten sich eines vertrauten Umgangs mit den Göttern und göttlicher Offen-

barungen und baueten nach gerade ein System von Lehren und Geheimnissen, wovon sie den Ungeweiheten nur so viel entdeckten, als sie für gut hielten. Am meisten beförderte das unsichtbare Reich der Schatten, die Vorstellung vom Zustande nach dem Tode, ihre weit aussehenden Entwürfe. Hier hatten sie ein freies Feld zu dichten, denn Niemand konnte und durfte sie Lügen strafen; Götter hatten's ihnen offenbaret, wer wagte es, daran zu zweifeln? Himmel und Hölle wurden jetzt die einträglichsten Artikel ihres Lehrgebäudes, denn sie eigneten sich die Macht zu, beide nach Gefallen öffnen und schließen zu können, und nun war ihre Gewalt ohne Gränzen; selbst Könige erzitterten davor und beugten ihren Nacken unter das Joch der allmächtigen Priester, um nicht ewig verdammt zu werden. — Die bequeme Muße, die sie bei ihrem Amte hatten, setzte sie in den Stand, die Natur zu studiren und sich mehr Kenntnisse zu erwerben, als Andre. Diese Kenntnisse hielten sie geheim und wachten eifersüchtig darüber, daß sie nicht gemein wurden. Sie wußten wohl, daß ihr Ansehen und ihre Gewalt nur auf der Unwissenheit der Uebrigen beruhe, daher waren sie von jeher Feinde des Lichts und der Aufklärung. Alle wichtigen Geschäfte, wozu Gelehrsamkeit und Bildung des Verstandes erfordert wird, vereinigten sich in dem Orden der Priester; sie waren Aerzte, Richter des Volks und Rathgeber der Fürsten. Ihre Geschicklichkeit, die sie in sichtbaren Dingen zeigten, vermehrte das Vertrauen zu ihrer Einsicht in das Unsichtbare. So wurden sie dem Volke, wie den Regenten, wichtig und ihr Einfluß entschied das Schicksals des Staats. Sie setzten Könige ein und ab und schwangen sich nicht selten selbst auf den Thron; ja in einigen Ländern errichteten sie eigne Reiche und machten Priester-Regiment zum Grundgesetz. Wer kennt nicht in dieser Hinsicht die Staatsverfassungen der alten Egypter, Chaldäer und Perser? das Hoheprieſterthum

der

der Juden? die mehr als königliche Gewalt der Druiden bei den Celtischen Völkern, welche die gesetzgebende, richterliche und pollziehende Gewalt in sich vereinigten?

Nirgends waren neben den Priestern auch Prediger, oder Religionslehrer, als bei den Juden. Diese, bekannt unter dem Namen der Propheten, eiferten unablässig gegen das Betragen der Priester und gegen die, alle Sittlichkeit zerstörende Idee von der Gewinnung der Gottheit durch Opfer, wurden aber dafür von ihnen mit tödtlichem Haß verfolgt (Apost. Gesch. 7. V. 52). Endlich erschien Christus, der ihre schändlichen Grundsätze — nämlich willkührliche Ausspendung der Seligkeit, als von Beobachtung äußerer Gebräuche abhängig, und eben so willkührliche Verstoßung in die Hölle, nebst ähnlichen Lehren — mit mehr Freimüthigkeit aufdeckte, als keiner der vorigen Propheten. Da er die gänzliche Vertilgung dieses, der Vervollkommnung des Menschengeschlechts so nachtheiligen Ordens zur Absicht hatte, so war es ihm auch hauptsächlich darum zu thun, die Grundlage des Priesterthums, die Lehre von der Versöhnung einer erzürnten Gottheit durch Opfer nieder zu reissen, und statt der lichtscheuen Priester, aufklärende Prediger seiner würdigern Religionslehren einzuführen. Jenes suchte er dadurch zu bewirken, daß er sich selbst, als das vollkommenste und letzte Opfer, welches zur Aussöhnung Gottes nöthig wäre, vorstellte, indem er seinen Tod vorher sagte; dieses, durch Unterricht und Mittheilung seines erhabnen Plans an einige menschenfreundliche Männer, die er zu Lehrern einweihete und ihnen die weitere Ausbreitung seiner Religion dringend anempfahl. Allein der alte Sauerteig, die Vorstellung von der Nothwendigkeit der Opfer und anderer Cerimonien zur Seligkeit — eine Vorstellung, welche der natürlichen Abneigung des Menschen, sein Herz selbst zu bessern, so günstig ist — blieb noch hin und wie-

der, und die schlauen Priester wußten sie sogar auf die neue christliche Lehre geschickt einzuimpfen. Vergebens warnten die Apostel das schon für das Christenthum gewonnene Volk, sich nicht wiederum in das knechtische Joch (der Priester) fangen zu lassen (Ep. an die Galater, Kap. 5, V. 1.); vergebens riefen sie ihm zu: Werdet nicht der Menschen Knechte *)! Die Priester siegten; unermüdet arbeiteten sie daran, das Volk wieder in Aberglauben und Finsterniß, wobei sie selbst sich so wohl befunden hatten, zurück zu führen, und da sie in diesen menschenfeindlichen Bemühungen von den meisten Regenten unterstützt wurden — denn Despotismus und Priesterthum waren von jeher immer getreue Bundesgenossen (N. Deutsch. Merkur, Jahrg. 93. St. 1. S. 17.); so war es nicht zu verwundern, daß sie ihren Zweck vollkommen erreichten. Mitten unter den Christen erwuchs also ein hierarchisches Ungeheuer und hob sein stolzes Haupt empor, wie unter den Juden und Heiden, und wenn die europäischen Priester es noch nicht so weit gebracht haben, wie Se. Heiligkeit in Tibet, so liegt es wahrlich nicht an ihrem guten Willen. Ich sage jetzt nichts von der beständigen Thätigkeit derselben zur Erhaltung des Reichs der Finsterniß, von ihrer Einmischung in Staatsangelegenheiten und Welthändel, von ihrem Einfluß auf Revolutionen u. d. m.; das alles ist weltkundig und liegt am Tage. Hier war es genug zu zeigen, welche Hindernisse von diesem immer wirksamen Orden der Veredlung des Menschengeschlechts entgegengesetzt werden.

Wir gingen von der Frage aus, welches die beste, d. i. zweckmäßigste Regierungsform sey. Die meisten Stimmen ent-

*) Ueber diesen Text (1. Corinth. 7, 23) lese man die herrliche Predigt von Zollikofer.

entscheiden für die erbliche Monarchie und ich trage kein Bedenken, dieser Entscheidung unter gewissen Voraussetzungen beizutreten. Jedoch haben zwei Monarchen, wovon der eine sogar uneingeschränkter Despot war, eben nicht sehr günstige Urtheile über diese Form geäußert. „Was die eigentliche monarchische Regierungsform betrift, so ist sie die schlimste, oder die beste von allen, je nachdem sie verwaltet wird." — „Die schlechte Verwaltung der monarchischen Regierungsform rührt von mehrern verschiednen Ursachen her, die ihre Quelle im Charakter des Regenten haben." Hinterl. Werke Friedrichs II. sechst. B. S. 56 und 57. — „Und mich verdroß alle meine Arbeit, die ich unter der Sonne hatte, daß ich dieselbe einem Menschen lassen müßte, der nach mir (König) seyn sollte. Denn wer weiß, ob er weise, oder toll seyn wird? und soll doch herrschen in aller meiner Arbeit, die ich weislich gethan habe unter der Sonne." Pred. Salom. Kap. 2, V. 18. 19.

Was kann man dagegen sagen? Die Erfahrung bestätigt es leider, daß ein unfähiger und unweiser Regent in kurzer Zeit alles Gute wieder einreißt, was vor ihm mühsam gebauet war, und — was noch betrübter ist — es gibt nach dem natürlichen Lauf der Dinge mehr unweise, als weise Regenten. Ein gutes Herz ist zwar eine sehr schätzbare und auch nothwendige Eigenschaft eines Regenten; aber ohne einen aufgeklärten Verstand wird es dem Wohl des Landes gefährlich. Schlaue, in der Verstellungskunst geübte Bösewichter bemächtigen sich desselben und mißbrauchen es zu ihren schändlichen Absichten. Wenn man bedenkt, wie schwer es schon im Privatstande ist, durch Bildung des Verstandes und Herzens ein guter Mensch zu werden; so kann man leicht begreifen, daß diese Schwierigkeit bei einem Regenten noch ungleich größer seyn muß, weil

mehrere von denen, die ihn umgeben, sich auf alle Weise bemühen, seinen Charakter zu verderben.

Ist aber nun darum die republikanische Regierungsform besser, welche die Gewalt unter Mehrere vertheilt? Die Geschichte verneint, nach der bisherigen Erfahrung, diese Frage. Alle die verschiednen Formen, welche man nach und nach eingeführt hat, haben ihre Mängel, und es ist nichts Vollkommnes hier, so wie überall, zu erwarten. Allein diese Betrachtung soll uns nicht niederschlagen, sie darf uns nicht abhalten, nach dem Bessern zu streben, wenn wir auch das Beste nie erreichen können. Der Grundsatz einiger Regierungen, nach welchem sie glauben, daß die vor Jahrhunderten gewählte Form und Einrichtung stets unverändert beibehalten werden müsse, ist die Quelle gewaltsamer Revolutionen. Eine Staatsverfassung kann nur so lange bestehen, als die Nation — der größere oder stärkere Theil derselben — es will; und sie wird es so lange wollen, als sie sich glücklich, oder auch nur erträglich dabei befindet. Ein noch ungebildetes Volk erträgt eine fehlerhafte Staats-einrichtung leichter, als eine kultivirte Nation; ja, eine Verfassung, welche der letztern angemessen ist, paßt nicht einmal für die erstere. Der Charakter eines Volks und der Charakter der Regierung wirken gegenseitig auf einander, wie Leib und Seele. Aber wenn der Despotismus aus rohen unschlachtigen Naturmenschen gehorsame Sklaven macht; so bleiben sie nicht immer dieselben, sondern es bildet sich — wiewol unmerklich und langsam und anfangs nur in einigen feinern Seelen — eine edlere freiere Denk-art. Diese Verändrung, die keines Menschen Macht ganz aufhalten kann, macht auch eine allmählige Veränderung der Staatsverfassung nothwendig. Hält diese mit jener nicht gleichen Schritt, so erfolgt endlich, was in diesem Fall nach den Gesetzen der Natur erfolgen muß, eine

plötz-

plötzliche Umstürzung. Diese Wahrheit, welche die Geschichte aller Reiche lehrt, empfand Friedrich II. so lebhaft, daß er die Revolutionen zu den unvermeidlichen Begebenheiten zählt, die mit in den Plan der Natur gehören. Unvermeidlich sind sie jedoch wol nur, wie Kriege und viele andre Uebel, durch eigne Schuld der Menschen, denn wenn die Ursachen derselben gehoben werden, so müssen sie selbst, als die Wirkungen, auch wegfallen. Und diese Ursachen lassen sich leicht entdecken, wenn man die Geschichte zu Rathe zieht.

Der Grund des Uebels, welches viele bürgerliche Gesellschaften drückt und Revolutionen herbeiführt, liegt nämlich in dem Mangel guter Gesetze, denen alle Mitglieder ohne Unterschied gehorchen müssen. Je mehr in einem Staate der Willkühr und der Gewalt überlassen ist; desto schlechter ist seine Verfassung und so im Gegentheil, die Form mag übrigens monarchisch, oder republikanisch seyn. Unglücklicherweise haben die Völker, welche sich eine bessre Staatsverfassung zu geben gedachten, mehrentheils nur die Form geändert. Allein diese (den Despotismus ausgenommen, der hier gar nicht in Betrachtung komt) ist ziemlich gleichgültig und man kann, meines Erachtens, den Streit über die beste Regierungsform ganz bei Seite setzen. Wir haben uneingeschränkte Monarchien, die zu Zeiten nach den vortreflichsten Grundsätzen regiert werden, wie z. B. Dänemark in unsern Tagen sich diesen Ruhm erwirbt; aber wer steht dafür, daß nicht in der Folge einmal die Scene sich wieder ändert? Und so ruhet denn das Glück einer ganzen Nation auf sehr schwachen Stützen. Soll sie aber darum die Regierungsform umstürzen und eine andre, eine aristokratische, oder demokratische, einführen? Davor warnen sie alte und neue Beispiele von Aristokratien und Demo-

kratien, in welchen der Geist des Despotismus oft ärger wüthet, als in Monarchien. Nein! es bedarf keiner gewaltsamen Revolution, keiner gänzlichen Umkehrung aller bürgerlichen Ordnung, um das Glück der Völker fest zu gründen und von dem Leben einzelner Personen unabhängig zu machen. Menschen sind sterblich, aber das menschliche Geschlecht ist unsterblich, sagt Vater Homer. Die guten Regenten, deren Deutschland jetzt mehrere zählt, werden dies bedenken, und das glückliche Loos ihrer Mitbürger, welches sie unter ihrem sanften Hirtenstabe genießen, durch Einführung heiliger Gesetze sichern, die keiner ihrer Nachfolger, oder vielmehr ihrer bösen Rathgeber, ungeahndet antasten und durch willkührliche Befehle umstoßen darf. Willkührliche Gewalt blendet zwar, aber frommet nie; sie ist ein scharfes zweischneidiges Schwerdt, womit sich der, welcher es nicht recht geschickt zu führen weiß, selbst tödtlich verwundet. Hätte Ludwig XV. dies gefährliche Schwerdt bei seinem Leben zerbrochen und in den tiefsten Abgrund geworfen, sein unglücklicher Enkel säße noch auf dem Throne seiner Väter in Frieden. Böse Rathgeber sind es, wie die, denen Rehabeam zu seinem Schaden gehorchte (1. B. der Könige, K. 2.), welche das Gegentheil um ihres schändlichen Eigennutzes willen sagen, denn sie haben den größten Vortheil von der willkührlichen Gewalt, und der, unter dessen Namen sie ausgeübt wird, ladet den meisten Haß auf sich. Ein Gesetzbuch, wie das preußische, von der Nation selbst anerkannt und gebilligt, das ist das einzige Mittel, welches Staatsverfassungen und das Wohl der Bürger auf einen festen Fuß stellen kann.

Da

Da wir oben den Ursprung und den eigentlichen Zweck der bürgerlichen Gesellschaften kennen gelernt haben, so wird es nicht schwer seyn, zu entscheiden, welche Staatsverfassung gut sey, d. i. welche dem Zweck ihrer ursprünglichen Errichtung nahe komme. Die natürliche Ungleichheit der Menschen an Kräften des Leibes und der Seele war eine der ersten Ursachen dieser Vereinigung; der Stärkere sollte nicht mehr den Schwächern und der Listige den Einfältigen unterdrücken, folglich sollte der Misbrauch der natürlichen Ungleichheit durch Gesetze einer bürgerlichen Gleichheit verhindert werden. In dem Staate selbst entsprang aus der Einrichtung desselben eine nothwendige und unabänderliche Ungleichheit des Standes und des Vermögens. Auch von dieser nothwendigen Ungleichheit sollten Gesetze den Misbrauch verhüten. Wenn also Jemand seine Stärke, seine Geistesfähigkeit, oder die Gewalt, welche ihm Stand und Vermögen geben, zum Schaden und zur Unterdrückung Andrer anwendet, so muß das Gesetz der Gleichheit dem Unterdrückten gegen den Unterdrücker beistehn. Begünstigt nun aber eine Staatsverfassung mittelbar, oder unmittelbar einen solchen Misbrauch der Ungleichheit, so ist sie schlecht und kann nicht von langer Dauer seyn. Denn Sicherheit des Lebens und des Eigenthums gegen Gewaltthätigkeiten ist die Grundlage jedes wohlgeordneten Staats.

Bei einer guten Staatsverfassung muß Jeder, der arbeiten kann und will, sich sein hinreichendes Auskommen erwerben können. Wenn dies auch keine ausdrückliche Bedingung der Mitglieder, die sich anfangs in eine Gesellschaft vereinigten, gewesen ist, so fließt es doch ganz natürlich aus dem Begriff eines Staats, welchen man überhaupt in der Absicht errichtet hat, um in demselben ein leichteres und angenehmeres Daseyn zu genießen, als

man außer demselben haben kann. Es ist dies allerdings eine der schwersten, aber auch eine der nothwendigsten Pflichten des Staats, dafür zu sorgen, daß alle Mitglieder sich physisch wohl befinden können, denn ohne physisches Wohlseyn ist Veredlung der Menschen-natur unmöglich. Eine zahlreiche Klasse von Menschen lebt aber fast in den meisten Staaten so kümmerlich, daß sie bei aller Anstrengung und Arbeit, ihres Daseyns nicht froh wird. Kaum ist ein Einzelner im Stande, sich selbst die ersten Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen, geschweige daß er damit eine Familie sollte versorgen können, und doch gehört auch die Ehe mit zu einem angenehmen Lebensgenuß, worauf ein Jeder Anspruch zu machen berechtigt ist *). Was soll und kann nun aber der Staat dabei thun? — Es würde ein eignes Buch nöthig seyn, wenn man diese Materie ausführen wollte (welches auch schon von andern gründlich geschehen ist); hier also nur die Hauptpunkte: Billige Auflagen, gerechte Vertheilung derselben und Beförderung der Industrie, wodurch Vermehrung

*) In dem Kriegsreglement eines gewissen christlichen Staats wird den gemeinen Soldaten das Heirathen geradehin untersagt, zugleich aber auch jede Ausschweifung unter Androhung schwerer Strafe verboten. Welche Gesetzgebung! — Die ärmern Volksklassen, die nicht in Diensten Andrer stehen, dürfen nun zwar wol heirathen; allein bei Vielen ist von dem Zeitpunkte an, da mehrere Früchte der ehelichen Liebe erscheinen, alle Freude des Lebens dahin, und der Tag der Ankunft eines jungen Weltbürgers ist ihnen oft ein Tag des Traurens und Wehklagens. Der menschenfreundliche Arzt, Hofrath Jung, erzählt in einem Stücke des Volkslehrers (einer von ihm ehemals herausgegebenen Monatsschrift), daß er bei seiner Praxi in den Gegenden des Rheins vielfältig die Erfahrung gemacht habe, daß Eheleute wegen großer Armuth die Fruchtbarkeit der Ehe absichtlich, zum Ruin ihrer Gesundheit, verhindert hätten!

rung der Volksmenge einem Lande erst wohlthätig wird. „Die gleiche Vertheilung der Auflagen ist so nothwendig, daß es ein unverzeihlicher Fehler seyn würde, wenn die schlechte Vertheilung der Abgaben den Ackerbauer von seiner Land-arbeit abschreckte; dieser muß vielmehr nach Bestreitung seiner Lasten, noch mit seiner Familie in gewissem Wohlstande leben können.“ Hinterl. W. Friedrichs II. sechsst. B. S. 67. Wie es mit dieser gleichen, dem Vermögen der Einzelnen angemessenen Vertheilung in manchen Ländern steht, ist bekannt. Unglaublich ist die Verblendung einiger Leute, die hiebei interessirt sind, wenn es darauf ankommt, ein richtiges Urtheil darüber zu fällen. In dieser Hinsicht war mir eine Stelle in der Berliner Monatsschrift (Febr. 93. S. 189. Anmerk.) merkwürdig, wo zu dem — freilich auch nicht ganz billigen — Vorschlage des Cambon, daß nur die Reichen zu den Staatslasten beisteuern, die arbeitsame und dürftige (jetzt regierende) Klasse aber ganz davon befreiet seyn soll, folgende Note gemacht wird: Alles soll unter der Verwaltung derjenigen Menschen stehen, welche nichts zahlen!! Der, welcher diese Note schrieb, bedachte in dem Augenblick nicht, daß ja eben dies gegenwärtig auch in allen — so viel ich weiß — Despotien, Monarchien und Republiken der Fall ist; Alles steht ja unter der Verwaltung derjenigen, welche nichts, oder vergleichungsweise so viel als nichts, zahlen! —

In Betracht der Bevölkerung galt sonst die Staatsmaxime: je mehr Volk ein Land hat, desto mächtiger, desto glücklicher ist es. Die Regierung muß also dahin sehen, daß die Bevölkerung immer höher steigt. Wenn dies letztere so viel heißt, als: sie muß dahin sehen, daß sich recht viel Menschen im Lande nähren und wohl befinden können; so ist es eine sehr weise und menschenfreundliche Maxime.

me. Denn ein starker Bienenschwarm ist weit munterer, thätiger und — was die Hauptsache für den Besitzer ist — bringt mehr ein, als ein schwacher. Offenbar hat ein volkreiches Land, dessen Bewohner alle, so weit dies von äussern Umständen abhängt, physisch glücklich sind, einen grossen Vorzug vor einem volk-armen Lande. Allein diese Sorge für das Wohlseyn der Menge scheint in einigen Staaten der geringste Kummer der Regierungen zu seyn. Vermehrung der Menschen ist ihnen Vermehrung der Staats-einkünfte, und selbst der Bettler erhöhet wenigstens den Ertrag der Accise; viel Menschen geben viel Soldaten, und viel Soldaten bringen auch Geld, denn u. s. w.; je mehr Menschen, desto wohlfeiler kann man sie haben, desto tiefer kann man sie erniedrigen und für eine Kleinigkeit viele und wichtige Dienste von ihnen erzwingen. So philosophirt die falsche Politik, deswegen begünstigt man — obgleich zuweilen auf eine sehr verkehrte Art — die Bevölkerung, deswegen verbietet und erschwert man die Auswanderungen der armen Unglücklichen, die sich einen bessern Wohnsitz suchen wollen. Alle dergleichen schädliche Maximen entspringen aus dem Vorurtheil, wovon man sich nicht losmachen kann, oder wonach man wenigstens handelt, als ob die Menschen um des Staats willen, als ob sie ein Eigenthum der Regenten wären. In der That werden sie auch noch jetzt häufig so angesehen und behandelt; man verkauft, verschenkt, vertauscht und vererbt sie nach Gefallen. Wer weiß nicht, daß in Pohlen und Rußland der Werth der Güter allgemein und öffentlich nach der Zahl der Bauern taxirt wird, indem man jeden Bauer jährlich ungefähr zu vier bis fünf Rubel anschlägt, so wie wir den Ertrag einer Kuh, eines Ochsen ꝛc. zu berechnen pflegen? Daher lieset man öfters in den Zeitungen: Ih. Majestät die Kaiserin, haben dem General N. N. für seine wichtigen Dienste so und so viel tausend Bauern zu schenken geruhet. Und in Pohlen verspielt und ver-

vertrinkt der Edelmann seine Bauern, wenn er kein baares Geld mehr hat, ja, von einem Magnaten, der ein Liebhaber der Jagd war, erzählt man, daß er einst eine Koppel Bauern für eine Koppel schöner Jagdhunde vertauscht habe.

Wenn es anderswo feiner hergeht, als in jenen barbarischen Reichen, so ist es im Grunde nicht allemal besser. In Böhmen that man vor etlichen Jahren den ökonomischen Vorschlag, statt der Ochsen und Pferde, ganz allein Menschen zur Bestellung der Aecker zu gebrauchen, weil diese nicht so viel kosteten, als jene. Der Versuch wurde wirklich von einem Gutsbesitzer gemacht. Da dieser aber fand, daß eine Anzahl Menschen nicht so viel arbeiten könne, als eine gleiche Anzahl Ochsen oder Pferde, und also kein Profit bei diesem Wechsel sey, so unterblieb diese wichtige ökonomische Reform. Seht da die Folgen des Ueberflusses an Menschen und des Mangels an Nahrungsquellen für dieselben! An sich betrachtet kann der Fall einer Uebervölkerung da nicht leicht eintreten, wo Industrie genug herrscht, und die Volksmenge bleibt ein sichrer Maaßstab der Kultur und der Güte der Staatsverfassung. Aber wenn in einem Lande eine beträchtliche Menge Menschen durch Arbeit kaum die nothwendigsten Bedürfnisse erringen kann, so entstehen die nämlichen Folgen, welche die wahre Uebervölkerung nach sich zieht: Auswanderungen, oder immer tieferes Herabsinken dieser Elenden zur thierischen Gleichgültigkeit gegen Menschenwürde. Um ihr unglückliches Leben von einem Tage zum andern zu fristen, verachten sie nicht, sich den Thieren gleich setzen zu lassen, über welche sie doch Herren seyn sollten; sie lassen sich mit dem Zugvieh zusammenjochen und ziehen mit diesem gemeinschaftlich (wie z. B. in Tyrol) belastete Wagen. Ist es erst so weit gekommen, so scheint es freilich Großmuth und Menschenliebe, wenn man Arbeiten,

ten, die durch Thiere, oder Maschinen geschehen können, von seinen dürftigen Mitbrüdern thun läßt. Allein der wahre Vortheil des Staats, so wie das Beste der Menschheit erfordern es, daß Menschenkräfte auf eine würdigere Art benutzt werden. Jeder gute Oekonom sorgt jetzt für die Veredlung seiner Hausthiere, und er findet, daß wenige und gute ihm mehr Nutzen bringen, als viele und schlechte. So auch veredelte Menschen; sie sind nicht nur selbst glücklicher, sondern sie können auch besser gebraucht werden, als jene zum Vieh herabgewürdigten Sklaven. Alles, was durch Thiere und Maschinen eben so gut verrichtet werden kann, als durch Menschen, das soll auch durch jene und nicht durch diese geschehen. In alten Zeiten wurde das Getreide mühsam von Menschenhänden gemahlen; jetzt haben wir Wind und Wasser zu diesem Dienst. Wollten wir die erstere Methode wieder einführen, so würden zwar mehr Menschen von diesem Nahrungszweige leben können, als jetzt; aber wäre es auch Gewinn für die Menschheit? wäre es auch nur von der ökonomischen Seite betrachtet, rathsam? Und doch hörte man vor nicht gar langer Zeit noch dieselben Klagen über die Erfindung und den Gebrauch nützlicher Maschinen, daß sie eine Menge Menschen außer Brod setzten und die Bevölkerung hinderten. Diese Klagen sind ungegründet, wie die Erfahrung lehrt. Man denke nur an die so stark bevölkerten Gegenden in den Herzogthümern Jülich und Berg, wo Maschinen befindlich sind, die vielleicht außer England nicht angetroffen werden, z. B. in Elberfeld die Schnürband-fabrik, welche blos durch zwei Mägde besorgt wird und stündlich tausend Ellen Schnürband webt. —

Einen andern scheinbaren Einwurf wider die Möglichkeit, daß sich alle in einem Staate physisch wohl befinden können, nimmt man von der Nothwendigkeit der Fa-

Fabriken und Manufakturen und von der Concurrenz der Handelswaaren her Eine Fabrik, sagt man, kann nur bei wohlfeilen Preisen der Waaren bestehen; sie kann aber die Waaren nicht wohlfeil liefern, wenn sie nicht Menschen hat, die für einen geringen Lohn arbeiten, Menschen arbeiten nur dann für einen geringen Lohn, wenn die Noth sie dazu treibt, folglich u. s. w Mit ähnlichen Gründen bewies man auch die Nothwendigkeit des Sklavenhandels, und doch fängt man nunmehr an, die Schändlichkeit desselben einzusehen und zu verabscheuen und ihn entbehrlich zu finden. So wird auch gewiß eine Zeit kommen, wo jenes Raisonnement allgemein für seicht anerkannt, und als die Menschheit entehrend verworfen werden wird. Alsdann wird man auch die geringsten Dienste, die ein Mensch verrichtet, so lohnen, daß er nicht nur leben, sondern auch seines Lebens froh werden kann. So wie die Noth die Armen jetzt zwingt, sich für ein Spottgeld zu allem gebrauchen zu lassen; so muß die Noth sie wiederum zwingen, ihre Fähigkeiten besser, wie bisher, auszubilden und mit ihren Kräften besser zu wuchern und dies wird geschehen, wenn man ihrer zu so viel niedrigen Verrichtungen nicht mehr bedarf. Was soll z. B. der Dreſcher thun, wenn die Dresch-maschinen eben so allgemein, wie die Wind- und Wassermühlen eingeführt sind? oder die Spinnerinnen, wenn Spinn-maschinen gemein werden?

Endlich ist es auch noch ein Kennzeichen einer guten Staatsverfassung, wenn Meinungen frei und öffentlich geäußert, und nur mit Gründen bestritten werden dürfen. Ein Staat, der nach falschen Grundsätzen regiert wird, und dessen Verweser kein gutes Gewissen haben, nur ein solcher Staat hat Ursach, die öffentlichen Meinungen zu fürchten und die Außerung derselben einem Zwange zu unterwerfen. „Wenn man bis zu dem Ursprung der Gesellschaft

schaft hinaufsteigt, so ist es einleuchtend genug, daß der Regent schlechterdings kein Recht über die Meinungen der Bürger habe. Müßte man nicht wahnsinnig seyn, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu einem ihres Gleichen gesagt hätten: wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven seyn wollen, und wir geben dir die Macht, unsere Gedanken nach deiner Willkühr zu lenken?" Hinterlassene Werke Friedrichs II. sechsst. B. S. 72.

Ich kann diesen Abschnitt nicht schließen, ohne dem denkenden Leser noch einige Fragmente aus Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit mitzutheilen. Dieses Buch enthält einen so reichen Schatz von wichtigen Wahrheiten, daß eine weitere Verbreitung desselben auch auf diesem Wege mir hoffentlich nicht zum Vorwurfe gereichen wird.

Natur der Seele.

B. I. S. 294 - 303.

Keine Kraft der Natur ist ohne Organ; das Organ ist aber nie die Kraft selbst, die mittelst jenes wirkt.

Priestlei und andere haben den Spiritualisten vorgerückt, daß man in der ganzen Natur keinen reinen Geist kenne, und daß man auch den innern Zustand der Materie lange nicht genug einsehe, um ihr das Denken, oder andere geistige Kräfte abzusprechen; mich dünkt, sie haben in beiden Recht. Einen Geist, der ohne und außer aller Materie wirkt, kennen wir nicht, und in dieser sehen wir so viele geist-ähnliche Kräfte, daß mir ein völliger Gegensatz und Widerspruch dieser beiden allerdings sehr verschiedenen

neu Wesen des Geistes und der Materie, wo nicht selbst widersprechend, so doch wenigstens ganz unerwiesen scheinet. Wie können zwei Wesen gemeinschaftlich und innig harmonisch wirken, die, völlig ungleich-artig, einander wesentlich entgegen wären? und wie können wir dieses behaupten, da uns weder Geist, noch Materie im Innern bekannt ist?

Wo wir eine Kraft wirken sehen, wirkt sie allerdings in einem Organ und diesem harmonisch; ohne dasselbe wird sie unsern Sinnen wenigstens nicht sichtbar: mit ihm aber ist sie zugleich da, und wenn wir der durchgehenden Analogie der Natur glauben dürfen, so hat sie sich dasselbe zugebildet. Präformirte Keime, die seit der Schöpfung bereit lagen, hat kein Auge gesehen: was wir vom ersten Augenblick des Werdens eines Geschöpfs bemerken, sind wirkende organische Kräfte. Hat ein einzelnes Wesen diese in sich, so erzeugt es selbst; sind die Geschlechter getheilt, so muß jedes derselben zur Organisation des Abkömmlings beitragen, und zwar nach der Verschiedenheit des Baues auf eine verschiedne Weise. Geschöpfe von Pflanzen-natur, deren Kräfte noch einartig, aber desto inniger wirken, haben nur einen leisen Hauch der Berührung nöthig, ihr Selbsterzeugtes zu beleben; auch in Thieren, wo der lebendige Reiz und ein zähes Leben durch alle Glieder herrscht, mithin fast alles Productions- und Reproductionskraft ist, bedarf die Frucht der Belebung oft nur außer Mutterleibe. Je vielartiger der Organisation nach die Geschöpfe werden, desto unkenntlicher wird das, was man bei jenen den Keim nannte; es ist organische Materie, zu der lebendige Kräfte kommen müssen, sie erst zur Gestalt des künftigen Geschöpfs zu bilden. Welche Auswirkungen gehen im Ei eines Vogels vor, ehe die Frucht Gestalt gewinnet und sich diese vollendet! die organische Kraft muß zerrütten, indem sie ordnet: sie zieht Theile zusammen und treibt sie auseinander;

ja es scheint, als ob mehrere Kräfte im Wettstreit wären und zuerst eine Misgebart bilden wollten, bis sie in ihr Gleichgewicht treten, und das Geschöpf das wird, was es seiner Gattung nach seyn soll. Siehet man diese Wandelungen, diese lebendigen Wirkungen sowohl im Ei des Vogels, als im Mutterleibe des Thieres, das Lebendige gebäret: so dünkt mich, spricht man uneigentlich, wenn man von Keimen, die nur entwickelt würden, oder von einer Epigenesis redet, nach der die Glieder von außen zu wüchsen. Bildung (genesis) ists, eine Wirkung innerer Kräfte, denen die Natur eine Masse vorbereitet hatte, die sie sich zubilden, in der sie sich sichtbar machen sollten. Dies ist die Erfahrung der Natur: dies bestätigen die Perioden der Bildung in den verschiednen Gattungen von mehr oder minder organischer Vielartigkeit und Fülle von Lebenskräften: nur hieraus lassen sich die Misbildungen der Geschöpfe durch Krankheit, Zufall, oder durch die Vermischung verschiedner Gattungen erklären, und es ist dieser Weg der Einzige, den uns in allen ihren Werken die kraft- und lebenreiche Natur durch eine fortgehende Analogie gleichsam aufdringt.

Man würde mich unrecht verstehn, wenn man mir die Meinung zuschriebe, als ob wie Einige sich ausgedrückt haben, unsre vernünftige Seele sich ihren Körper im Mutterleibe und zwar durch Vernunft gebauet habe. Wir haben gesehen, wie spät die Gabe der Vernunft in uns angebauet werde, und daß wir zwar fähig zu ihr auf der Welt erscheinen, sie aber weder eigenmächtig besitzen, noch erobern mögen. Und wie wäre ein solches Gebilde auch für die reifste Vernunft des Menschen möglich? da wir dasselbe in keinem Theil weder von innen noch außen begreifen und selbst der größte Theil der Lebensverrichtungen in uns ohne das Bewußtseyn und den Willen der Seele fortgeht. Nicht unsre Vernunft wars, die den Leib bildete, sondern der Finger

der

der Gottheit, organische Kräfte. Sie hatte der Ewige auf dem großen Gange der Natur so weit hinauf geführt, daß sie jetzt von seiner Hand gebunden, in einer kleinen Welt organischer Materie, die er ausgesondert und zur Bildung des jungen Wesens sogar eigen umgehüllt hatte, ihre Schöpfungsstäte fanden. Harmonisch vereinigten sie sich mit ihrem Gebilde, in welchem sie auch, so lange es dauert, ihm harmonisch wirken; bis, wenn dies abgebraucht ist, der Schöpfer sie von ihrem Dienst abruft, und ihnen eine andre Wirkungsstäte bereitet.

Wollen wir also dem Gange der Natur folgen, so ist offenbar:

1) daß Kraft und Organ zwar innigst verbunden, nicht aber Eins und dasselbe sey. Die Materie unsers Körpers war da, aber gestalt- und leblos, ehe die organischen Kräfte sie bildeten und belebten.

2) Jede Kraft wirkt ihrem Organ harmonisch; denn sie hat sich dasselbe zur Offenbarung ihres Wesens nur zugebildet, sie assimilirte die Theile, die der Allmächtige ihr zuführte, und in deren Hülle er sich gleichsam einwies.

3) Wenn die Hülle wegfällt: so bleibt die Kraft, die voraus, obwol in einem niedrigen Zustande und ebenfalls organisch, dennoch vor dieser Hülle schon existirte. Wars möglich, daß sie aus ihrem vorigen in diesen Zustand übergehen konnte: so ist ihr auch bei dieser Enthüllung ein neuer Übergang möglich. Fürs Medium wird der sorgen, der sie, und zwar viel unvollkommner, hieher brachte.

Und sollte uns die sich immer gleiche Natur nicht schon einen Wink über das Medium gegeben haben, in dem alle Kräfte der Schöpfung wirken? In den tiefsten Abgründen des Werdens, wo wir keimendes Leben sehen, werden wir das unerforschte und so wirksame Element gewahr, das wir mit dem unvollkommenen Namen Licht, Aether, Lebenswärme benennen, und das vielleicht das Sensorium des All-erschaffenden ist, dadurch er alles belebet, alles erwärmet. In tausend und Millionen Organe ausgegossen, läutert sich dieser himmlische Feuerstrom immer feiner und feiner, durch sein Vehikulum wirken vielleicht alle Kräfte hienieden, und das Wunder der irrdischen Schöpfung, die Generation, ist von ihm unabtrennlich. Vielleicht ward unser Körpergebäude auch eben deswegen aufgerichtet, daß wir, selbst unsern gröbern Theilen nach, von diesem elektrischen Strom mehr an uns ziehen mehr in uns verarbeiten könnten; und in den feinern Kräften ist zwar nicht die grobe elektrische Materie, aber etwas von unsrer Organisation selbst verarbeitetes, unendlich feineres und dennoch ihr Aehnliches, das Werkzeug der körperlichen und Geistes-empfindung. Entweder hat die Wirkung meiner Seele kein Analogon hienieden; und sodann ists weder zu begreifen, wie sie auf den Körper wirke? noch wie andere Gegenstände auf sie zu wirken vermögen? oder es ist dieser unsichtbare himmlische Licht- und Feuergeist, der alles Lebendige durchfließt und alle Kräfte der Natur vereinigt. In der menschlichen Organisation hat er die Feinheit erreicht, die ihm ein Erdenbau gewähren konnte: vermittelst seiner wirkt die Seele in ihren Organen beinahe allmächtig, und stralte in sich selbst zurück mit einem Bewußtseyn, daß ihr Innerstes reget. Vermittelst seiner füllte sich der Geist mit edler Wärme, und wußte sich durch freie Selbstbestimmung gleichsam aus dem Körper, ja aus der Welt zu setzen und sie zu lenken. Er hat also Macht über dasselbe gewonnen,

und

und wenn seine Stunde schlägt, wenn seine äußere Maschine aufgelöset wird: was ist natürlicher, als daß nach eignen, ewig fortwirkenden Gesetzen der Natur er das, was seiner Art geworden und mit ihm innig vereint ist, nach sich ziehe? Er tritt in sein Medium über, und dies ziehet ihn — oder vielmehr, Du ziehest und leitest uns, allverbreitete bildende Gotteskraft, Du Seele und Mutter aller lebendigen Wesen, Du leitest und bildest uns zu unserer neuen Bestimmung sanft hinüber.

Und so wird, dünkt mich, die Nichtigkeit der Schlüsse sichtbar, mit denen die Materialisten unsre Unsterblichkeit niedergeworfen zu haben meinen. Lasset es seyn, daß wir unsre Seele als einen reinen Geist nicht kennen; wir wollen sie auch als solche nicht kennen lernen. Lasset es seyn, daß sie nur als eine organische Kraft wirke; sie soll auch nicht anders wirken dürfen, ja ich setze noch dazu, sie hat erst in diesem ihren Zustande mit einem menschlichen Gehirn denken, mit menschlichen Nerven empfinden gelernt und sich einige Vernunft und Humanität angebildet. Lasset es endlich seyn, daß sie mit allen Kräften der Materie, des Reizes der Bewegung, des Lebens ursprünglich eins sey, und nur auf einer höhern Stufe in einer ausgebildetern feinern Organisation wirke; hat man denn je auch nur Eine Kraft der Bewegung und des Reizes untergehen sehen? und sind diese niedern Kräfte mit ihren Organen Eins und dasselbe? Der nun eine unzählbare Menge derselben in meinen Körper führte und jeder ihr Gebilde anwies, der meine Seele über sie setzte und ihr ihre Kunstwerkstäte und an den Nerven die Bande anwies, dadurch sie alle jene Kräfte lenket: wird ihm im großen Zusammenhange der Natur ein Medium fehlen, sie hinaus zu führen? und muß er es nicht thun, da er sie eben so wunderbar offenbar zu einer höhern Bildung, in dies organische Haus führte?

Unsterblichkeit.

B. I. S. 327 - 329.

Entweder irrte sich der Schöpfer mit dem Ziel, das er uns vorsteckte und mit der Organisation, die er zur Erreichung desselben so künstlich zusammengeleitet hat, oder dieser Zweck geht über unser Daseyn hinaus, und die Erde ist nur ein Uebungsplatz, eine Vorbereitungsstäte. Auf ihr mußte freilich noch viel Niedriges dem Erhabensten zugesellet werden, und der Mensch im Ganzen ist nur eine kleine Stufe über das Thier erhoben. Ja, auch unter den Menschen selbst mußte die größeste Verschiedenheit Statt finden, da alles auf der Erde so viel artig ist, und in manchen Gegenden und Zuständen unser Geschlecht so tief unter dem Joche des Klima und der Nothdurft lieget. Der Entwurf der bildenden Vorsehung muß also alle diese Stufen, diese Zonen, diese Abartungen mit einem Blick umfaßt haben und den Menschen in ihnen allen weiter zu führen wissen, wie er die niedrigen Kräfte allmählig und ihnen unbewußt höher führet. Es ist befremdend und doch unläugbar, daß unter allen Erdbewohnern das menschliche Geschlecht dem Ziel seiner Bestimmung am meisten fern bleibt. Jedes Thier erreicht, was es in seiner Organisation erreichen soll; der einzige Mensch erreichts nicht, eben weil sein Ziel so hoch, so weit, so unendlich ist, und er auf unsrer Erde so tief, so spät, mit so vielen Hindernissen von außen und innen anfängt. Dem Thier ist die Muttergabe der Natur, sein Instinkt der sichre Führer; es ist noch als Knecht im Hause des obersten Vaters, und muß gehorchen. Der Mensch ist schon als Kind in demselben, und soll, außer einigen nothdürftigen Trieben, alles, was zur Vernunft und Humanität gehört, erst lernen. Er lernts also unvollkome

kommen, weil er mit dem Saamen des Verstandes und der Tugend auch Vorurtheile und üble Sitten erbet und in seinem Gange zur Wahrheit und Seelenfreiheit mit Ketten beschweret ist, die vom Anfange seines Geschlechts erreichen. Die Fußstapfen, die göttliche Menschen vor und um ihn gezeichnet haben, sind mit so viel andern verwirrt und zusammengetreten, in denen Thiere und Räuber wandelten, und leider! oft wirksamer waren, als jene wenige Erwählte, große und gute Menschen. Man würde also (wie es auch Viele gethan haben) die Vorsehung anklagen müssen, daß sie den Menschen so nahe ans Thier grenzen lassen, und ihm, da er dennoch nicht Thier seyn sollte, den Grad von Licht, Festigkeit und Sicherheit versagt habe, der seiner Vernunft statt des Instinkts hätte dienen können; oder dieser dürftige Anfang ist eben seines unendlichen Fortgangs Zeuge. Der Mensch soll sich nämlich diesen Grad des Lichts und der Sicherheit durch Uebung selbst erwerben, damit er unter der Leitung seines Vaters ein edler Freier durch eigne Bemühung werde, und er wirds werden. Auch der menschenähnliche wird Mensch seyn: auch die durch Kälte und Sonnenbrand erstarrte Knospe der Humanität wird aufblühen zu ihrer wahren Gestalt, zu ihrer eigentlichen und ganzen Schönheit. — —

B. I. S. 343 - 346

So viel ist gewiß, daß in jeder seiner Kräfte eine Unendlichkeit liegt, die hier nur nicht entwickelt werden kann, weil sie von andern Kräften, von Sinnen und Trieben des Thieres unterdrückt wird, und zum Verhältniß des Erdelebens gleichsam in Banden liegt. Einzelne Beispiele des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, ja gar der Vorher-

sagung und Ahnungen haben Wunderdinge entdeckt, von dem verborgenen Schatze, der in menschlichen Seelen ruhet, ja sogar die Sinne sind davon nicht ausgeschlossen. Daß meistens Krankheiten und gegenseitige Mängel diese Schätze zeigten, ändert in der Natur der Sache nichts, da eben diese Disposition erfordert wurde, dem Einen Gewicht seine Freiheit zu geben, und die Macht desselben zu zeigen. Der Ausdruck Leibnitz, daß die Seele ein Spiegel des Weltalls sey, enthält vielleicht eine tiefere Wahrheit, als die man aus ihm zu entwickeln pflegt; denn auch die Kräfte eines Welt-alls scheine in ihr verborgen, und sie bedarf nur einer Organisation, oder einer Reihe von Organisationen, diese in Thätigkeit und Uebung setzen zu dürfen. Der Allgütige wird diese Organisationen nicht versagen, und er gängelt sie als ein Kind, sie zur Fülle des wachsenden Genusses, im Wahn eigen erworbener Kräfte und Sinne, allmählig zu bereiten. Schon in ihren gegenwärtigen Fesseln sind ihr Raum und Zeit leere Worte; sie messen und bezeichnen Verhältnisse des Körpers, nicht aber ihres innern Vermögens, das über Raum und Zeit hinaus ist, wenn es in seiner vollen innigen Freude wirket. Um Ort und Stunde deines künftigen Daseyns gib dir also keine Mühe; die Sonne, die deinen Tagen leuchtet, misset dir deine Wohnung und dein Erdengeschäft, und verdunkelt dir so lange alle himmlische Sterne. Sobald sie untergeht, erscheint die Welt in ihrer größern Gestalt; die heilige Nacht, in der du einst eingewickelt lagst, und einst eingewickelt liegen wirst, bedeckt deine Erde mit Schatten und schlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unsterblichkeit auf. Da sind Wohnungen Welten und Räume. —

In voller Jugend glänzen sie,
Da schon Jahrtausende vergangen.

Der

Der Zeiten Wechsel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.

Hier aber unter unserm Blick
Verfällt, vergeht, verschwindet alles:
Der Erde Pracht, der Erde Glück
Droht eine Zeit des Falles.

Sie selbst wird nicht mehr seyn, wenn du noch seyn wirst, und in andern Wohnplätzen und in Organisationen Gott und seine Schöpfung genießest. Du hast auf ihr viel Gutes genossen. Du gelangtest auf ihr zu der Organisation, in der du, als ein Sohn des Himmels um dich her und über dich schauen lerntest. Suche sie also vergnügt zu verlassen, und segne ihr als der Aue nach, wo du als ein Kind der Unsterblichkeit spieltest, und als der Schule nach, wo du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdest. Du hast weiter kein Anrecht an sie: sie hat kein Anrecht an dich; mit dem Hut der Freiheit gekrönt, und mit dem Gurt des Himmels gegürtet, setze fröhlich deinen Wanderstab weiter.

Wie also die Blume da stand und in aufgerichteter Gestalt das Reich der unterirdischen, noch unbelebten Schöpfung schloß, um sich im Gebiet der Sonne des ersten Lebens zu freuen: so stehet über allen zur Erde Gebückten der Mensch wieder aufrecht da. Mit erhabenem Blick und aufgehobnen Händen stehet er da, als ein Sohn des Hauses, den Ruf seines Vaters erwartend.

Religion.

B. I. S. 274–280.

Endlich ist die Religion die höchste Humanität des Menschen, und man verwundre sich nicht, daß ich sie hierher rechne. Wenn des Menschen vorzüglichste Gabe Verstand ist: so ists das Geschäft des Verstandes, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung aufzuspähen, und denselben, wo er seiner nicht gewahr wird, zu ahnen. Der menschliche Verstand thut dieses in allen Sachen, Handthierungen und Künsten; denn auch, wo er einer angenommenen Fertigkeit folget, mußte ein früherer Verstand den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung festgesetzt und also diese Kunst eingeführt haben. Nun sehen wir in den Werken der Natur eigentlich keine Ursache im Innersten ein; wir kennen uns also nicht selbst, und wissen nicht, wie irgend Etwas in uns wirket. Also ist auch bei allen Wirkungen außer uns alles nur Traum, nur Vermuthung und Name; indessen ein wahrer Traum, sobald wir oft und beständig einerlei Wirkungen mit einerlei Ursachen verknüft sehen. Dies ist der Gang der Philosophie und die erste und letzte Philosophie ist immer Religion gewesen. Auch die wildesten Völker haben sich darin geübt; denn kein Volk der Erde ist völlig ohne sie, so wenig, als ohne menschliche Vernunftfähigkeit und Gestalt, ohne Sprache und Ehe, ohne einige menschliche Sitten und Gebräuche gefunden worden. Sie glaubten, wo sie keinen sichtbaren Urheber sahen, an unsichtbare Urheber, und forschten also immer doch, so dunkel es war, Ursachen der Dinge nach. Freilich hielten sie sich mehr an die Begebenheiten, als an die Wesen der Natur; mehr an ihre fürchterliche und vorübergehende, als an die erfreuende und dauernde Seite; auch kamen sie selten so weit, alle Ursachen unter eine zu ordnen. Indessen war

auch

auch dieser erste Versuch Religion; und es heißt nichts gesagt, daß Furcht bei den meisten ihre Götter erfunden. Die Furcht, als solche, erfindet nichts; sie weckt blos den Verstand, zu muthmaßen und wahr oder falsch zu ahnen. Sobald also der Mensch seinen Verstand in der leichtesten Anregung brauchen lernte, d. i. sobald er die Welt anders, als ein Thier ansah, mußte er unsichtbare mächtigere Wesen vermuthen, die ihm helfen oder ihm schaden. Diese suchte er sich zu Freunden zu machen oder zu erhalten, und so ward die Religion wahr oder falsch, recht oder irre geführt, die Belehrerin der Menschen, die rathgebende Trösterin ihres so dunkeln, so gefahr- und labyrinthvollen Lebens.

Nein! Du hast dich deinen Geschöpfen nicht unbezeugt gelassen, Du ewige Quelle alles Lebens, aller Wesen und Frommen. Das gebückte Thier empfindet dunkel deine Macht und Güte, indem es seiner Organisation nach, Kräfte und Neigungen übt; ihm ist der Mensch die sichtbare Gottheit der Erde. Aber den Menschen erhobst Du, daß er selbst, ohne daß ers weiß und will, Ursachen der Dinge nachspähe, ihren Zusammenhang errathe und Dich also finde, Du großer Zusammenhang aller Dinge, Wesen der Wesen. Das Innere deiner Natur erkennt er nicht, da er keine Kraft eines Dinges von innen einsieht; ja, wenn er dich gestalten wollte, hat er geirrt und muß irren; denn du bist gestaltlos, obwol die Erste einige Ursache aller Gestalten. Indessen ist auch jeder falsche Schimmer von dir dennoch Licht, und jeder trügliche Altar, den er dir bauete, ein untrügliches Denkmal, nicht nur deines Daseyns, sondern auch der Macht des Menschen, dich zu erkennen und anzubeten. Religion ist also, auch schon als Verstandes-übung betrachtet, die höchste Humanität, die erhabenste Blüthe der menschlichen Seele.

Aber

Aber sie ist mehr als dies: eine Uebung des menschlichen Herzens und die reinste Richtung seiner Fähigkeiten und Kräfte. Wenn der Mensch zur Freiheit erschaffen ist und auf der Erde kein Gesetz hat, als das er sich selbst auflegt, so muß er das verwildertste Geschöpf werden, wenn er nicht bald das Gesetz Gottes in der Natur erkennet und der Vollkommenheit des Vaters, als ein Kind nachstrebet. Thiere sind geborne Knechte im großen Hause der irrdischen Haushaltung; sklavische Furcht vor Gesezzen und Strafen ist auch das gewisseste Merkmal thierischer Menschen. Der wahre Mensch ist frei und gehorcht aus Güte und Liebe; denn alle Gesetze der Natur, wo er sie einsiehet, sind gut, und wo er sie nicht einsiehet, lernt er ihnen mit kindlicher Einfalt folgen. Gehest du nicht willig, sagten die Weisen, so mußt du gehen; die Regel der Natur ändert sich deinentwegen nicht; je mehr du aber die Vollkommenheit, Güte und Schönheit derselben erkennest, desto mehr wird auch diese lebendige Form dich zum Nachbilde der Gottheit in deinem irrdischen Leben bilden. Wahre Religion ist also ein kindlicher Gottesdienst, eine Nachahmung des Höchsten und Schönsten im menschlichen Bilde, mithin die innigste Zufriedenheit, die wirksamste Güte und Menschenliebe.

Und so siehet man auch, warum in allen Religionen der Erde mehr oder minder Menschen-ähnlichkeit Gottes habe Statt finden müssen, entweder, daß man den Menschen zu Gott erhob, oder den Vater der Welt zum Menschengebilde hinabzog. Eine höhere Gestalt, als die unsre, kennen wir nicht; und was den Menschen rühren und menschlich machen soll, muß menschlich gedacht und empfunden seyn. Eine sinnliche Nation veredelte also die Menschengestalt zur göttlichen Schönheit; Andre, die geistiger dachten, brachten Vollkommenheiten des Unsichtbaren in

in Symbole fürs menschliche Auge. Selbst da die Gottheit sich uns offenbaren wollte, sprach und handelte sie unter uns, jedem Zeitraume angemessen, menschlich. Nichts hat unsre Gestalt und Natur so sehr veredelt, als die Religion; blos und allein, weil sie sie auf ihre reinste Bestimmung zurückführte.

Daß mit der Religion also auch Hofnung und Glaube der Unsterblichkeit verbunden war und durch sie unter den Menschen gegründet wurde, ist abermals Natur der Sache, vom Begriff Gottes und der Menschheit beinah unzertrennlich. Wie? wir sind Kinder des Ewigen, den wir hier nachahmend erkennen und lieben lernen sollten, zu dessen Erkenntniß wir durch alles erweckt, zu dessen Nachahmung wir durch Liebe und Leid gezwungen werden, und wir erkennen ihn noch so dunkel: wir ahmen ihm so schwach und kindisch nach; ja wir sehen die Gründe, warum wir ihn in dieser Organisation nicht anders erkennen und nachahmen können. Und es sollte für uns keine andre möglich? für unsre gewisseste beste Anlage sollte kein Fortgang wirklich seyn? Denn eben diese unsre edelsten Kräfte sind so wenig für diese Welt: sie streben über dieselbe hinüber, weil hier alles der Nothdurft dienet. Und doch fühlen wir unsern edlern Theil beständig in Kampf mit dieser Nothdurft: gerade das, was der Zweck der Organisation in Menschen scheinet, findet auf der Erde zwar seine Geburts-, aber nichts weniger als seine Vollendungsstäte. Riß also die Gottheit den Faden ab, und brachte mit allen Zubereitungen aufs Menschengebilde endlich ein unreifes Geschöpf zu Stande, das mit seiner ganzen Bestimmung getäuscht ward? Alles auf der Erde ist Stückwerk, und soll es ewig und ewig ein unvollkommenes Stückwerk, so wie das Menschengeschlecht eine bloße Schattenheerde, die sich mit Träumen jägt, bleiben? Hier knüpfte die Religion alle Mängel und Hofnungen unsers

sers Geschlechts zum Glauben zusammen und wand der Humanität eine unsterbliche Krone.

Wohlseyn.

B. III. S. 452.

Vom nächsten Bedürfniß fing der Mensch an, die Kräfte der Natur zu erkennen und zu prüfen. Sein Zweck dabei ging nicht weiter, als auf sein Wohlseyn, d. i. auf einen gleichmäßigen Gebrauch seiner eigenen Kräfte in Ruhe und Uebung. Er kam mit andern Wesen in ein Verhältniß, und auch jetzt ward sein eignes Daseyn das Maaß dieser Verhältnisse. Die Regel der Billigkeit drang sich ihm auf: denn sie ist nichts, als die praktische Vernunft, das Maaß der Wirkung und Gegenwirkung zum gemeinschaftlichen Bestande gleich-artiger Wesen.

Auf dies Principium ist die menschliche Natur gebauet, so daß kein Individuum eines andern oder der Nachkommenschaft wegen da zu seyn glauben darf. Befolget der Niedrigste in der Reihe der Menschen das Gesetz der Vernunft und Billigkeit, das in ihm liegt: so hat er Consistenz, d. i. er genießet Wohlseyn und Dauer: er ist vernünftig, billig, glücklich. Dies ist er nicht vermöge der Willkühr anderer Geschöpfe, oder des Schöpfers, sondern nach den Gesetzen einer allgemeinen, in sich selbst gegründeten Natur-ordnung. Weichet er von der Regel des Rechts, so muß sein strafender Fehler selbst ihm Unordnung zeigen, und ihn veranlassen, zur Vernunft und zur Billigkeit, als den Gesetzen seines Daseyns und Glücks, zurückkehren.

Chri-

Christenthum.

B. IV. S. 71-81.

Die menschenfreundliche Denkart Christi hatte brüderliche Eintracht und Verzeihung, thätige Hülfe gegen die Nothleidenden und Armen, kurz jede Pflicht der Menschheit zum gemeinschaftlichen Bande seiner Anhänger gemacht, so daß das Christenthum demnach ein ächter Bund der Freundschaft und Bruderliebe seyn sollte. Es ist kein Zweifel, daß diese Triebfeder der Humanität zur Aufnahme und Ausbreitung desselben, wie allezeit, so insonderheit anfangs viel beigetragen habe. Arme und Nothleidende, Gedrückte, Knechte und Sklaven, Zöllner und Sünder schlugen sich zu ihm, daher die ersten Gemeinen des Christenthums von den Heiden Versammlungen der Bettler genannt wurden. Da nun die neue Religion den Unterschied der Stände nach der damaligen Weltverfassung weder aufheben konnte noch wollte; so blieb ihr nichts, als die christliche Milde begüterter Seelen übrig, mit allem dem Unkraut, was auf diesem guten Acker mitsproßte. Reiche Witwen vermochten mit ihren Geschenken bald so viel, daß sich ein Haufe von Bettlern zu ihnen hielt, und bei gegebnem Anlaß auch wol die Ruhe ganzer Gemeinen störte. Es konnte nicht fehlen, daß auf der einen Seite Almosen, als die wahren Schätze des Himmelreichs angepriesen, auf der andern gesucht wurden; und in beiden Fällen wich bei niedrigen Schmeicheleien nicht nur jener edle Stolz, der Sohn unabhängiger Würde und eines eignen, nützlichen Fleißes, sondern auch oft Unpartheilichkeit und Wahrheit. Märtyrer bekamen die Almosenkasse der Gemeine zu ihrem Gemeingut; Schenkungen an die Gemeine wurden zum Geist des Christenthums erhoben, und die Sittenlehre desselben durch die übertriebnen Lobsprüche dieser Gutthaten verderbet. Ob

nun

nun wol die Noth der Zeiten auch hiebei manches entschuldigt: so bleibt es dennoch gewiß, daß, wenn man die menschliche Gesellschaft nur, als ein großes Hospital, und das Christenthum als die gemeine Almosen-Casse desselben betrachtet, in Ansehung der Moral und Politik zuletzt ein sehr böser Zustand daraus erwachse.

Das Christenthum sollte eine Gemeine seyn, die ohne weltlichen Arm von Vorstehern und Lehrern regiert würde. Als Hirten sollten diese der Heerde vorstehen, ihre Streitigkeiten schlichten, ihre Fehler mit Ernst und Liebe bessern und sie durch Rath, Ansehen, Lehre und Beispiel zum Himmel führen. Ein edles Amt, wenn es würdig verwaltet wird und verwaltet zu werden Raum hat: denn es zerknickt den Stachel der Gesetze, rottet aus die Dornen der Streitigkeiten und Rechte und vereinigt den Seelsorger, Richter und Vater. Wie aber, wenn in der Zeitfolge die Hirten ihre menschliche Heerde als wahre Schaafe behandelten, oder sie gar als lastbare Thiere zu Disteln führten? Oder wenn statt der Hirten rechtmäßig berufene Wölfe unter die Heerde kamen? Unmündige Folgsamkeit ward also gar bald eine christliche Tugend; es ward eine christliche Tugend, den Gebrauch seiner Vernunft aufzugeben und statt eigner Ueberzeugung dem Ansehen einer fremden Meinung zu folgen, da ja der Bischof an der Stelle eines Apostels Bothschafter, Zeuge, Lehrer, Ausleger, Richter und Entscheider war. Nichts ward jetzt so hoch angerechnet, als das Glauben, das geduldige Folgen; eigene Meinungen wurden halsstarrige Ketzereien, und diese sonderten ab vom Reiche Gottes und der Kirche. Bischöfe und ihre Diener mischten sich, der Lehre Christi zuwider, in Familienzwiste, in bürgerliche Händel: bald geriethen sie in Streit unter einander, wer über den andern richten solle? Daher das Drängen nach vorzüglichen Bischofsstellen, und die allmählige Erweiterung ihrer

ihrer Rechte; daher endlich der endlose Zwist zwischen dem geraden und krummen Stabe, dem rechten und linken Arm, der Krone und Mitra. So gewiß es nun ist, daß in den Zeiten der Tyrannei gerechte und fromme Schiedsrichter der Menschheit, die das Unglück hatte, ohne politische Constitution zu leben, eine unentbehrliche Hülfe gewesen: so ist auch in der Geschichte kaum ein größeres Aergerniß denkbar, als der lange Streit zwischen dem geist- und weltlichen Arm, über welchem ein Jahrtausend hin Europa zu keiner Consistenz kommen konnte. Hier war das Salz dumm; dort wollte es zu scharf salzen.

Das Christenthum hatte eine Bekenntnißformel, mit welcher man zu ihm bei der Taufe eintrat; so einfach diese war, so sind mit der Zeit aus den drei unschuldigen Worten, Vater, Sohn und Geist, so viele Unruhen, Verfolgungen und Aergernisse hervorgegangen, als schwerlich aus drei andern Worten der menschlichen Sprache Je mehr man vom Institut des Christenthums, als von einer thätigen, zum Wohl der Menschen gestifteten Anstalt, abkam; desto mehr spekulirte man jenseit der Grenzen des menschlichen Verstandes; man fand Geheimnisse und machte endlich den ganzen Unterricht der christlichen Lehre zum Geheimniß. Nachdem die Bücher des neuen Testaments als Kanon in die Kirche eingeführt wurden, bewies man aus ihnen, ja gar aus Büchern der jüdischen Verfassung, die man selten in der Ursprache lesen konnte, und von deren erstem Sinn man längst abgekommen war, was sich schwerlich aus ihnen beweisen ließ. Damit häuften sich Ketzereien und Systeme, denen zu entkommen man das schlimmste Mittel wählte, Kirchenversammlungen und Synoden. Wie viele derselben sind eine Schande des Christenthums und des gesunden Verstandes! Stolz und Unduldsamkeit riefen sie zusammen; Zwietracht, Partheilich-

lichkeit, Grobheit und Bübereien herrschten auf denselben, und zuletzt waren es Uebermacht und Willkühr, Trotz, Kuppelei, Betrug oder ein Zufall, die unter dem Namen des H. Geistes für die ganze Kirche, ja für Zeit und Ewigkeit entschieden. Bald fühlte sich Niemand geschickter, Glaubenslehren zu bestimmen, als die christianisirten Kaiser, denen Constantin das angeborne Erbrecht nachließ, über Vater, Sohn und Geist, über ομοουσιος und ομοιουσιος, über Eine oder zwei Naturen Christi, über Maria, die Gottesgebährerin, den erschaffenen oder unerschaffenen Glanz bei der Taufe Christi, Symbole und Kanons anzubefehlen. Ewig werden diese Anmaßungen, sammt den Folgen, die daraus erwuchsen, eine Schande des Throns zu Konstantinopel und aller der Throne bleiben, die ihm hierin nachfolgten: denn mit ihrer unwissenden Macht unterstützten und verewigten sie Verfolgungen, Spaltungen und Unruhen, die weder dem Geist, noch der Moralität der Menschen aufhalfen, vielmehr Kirche, Staat und ihre Thronen selbst untergruben. Die Geschichte des ersten christlichen Reichs, des Kaiserthums zu Konstantinopel, ist ein so trauriger Schauplatz niedriger Verräthereien und abscheulicher Greuelthaten, daß sie bis zu ihrem schrecklichen Ausgange, als ein warnendes Vorbild aller christlich polemischen Regierungen da steht.

Das Christenthum bekam heilige Schriften, die einestheils aus gelegentlichen Sendschreiben, anderntheils, wenige ausgenommen, aus mündlichen Erzählungen erwuchsen, mit der Zeit zum Richtmaaß des Glaubens, bald aber auch zum Panier aller streitenden Parteien gemacht, und auf jede ersinnliche Weise gemißbraucht wurden. Entweder bewies jede Partei daraus, was sie erweisen wollte; oder man scheuete sich nicht, sie zu verstümmeln und im Na-

Namen der Apostel falsche Evangelien, Briefe und Offenbarungen mit frecher Stirn unterzuschieben. Der fromme Betrug, der in Sachen dieser Art abscheulicher, als Meineid ist, weil er ganze Reihen von Geschlechtern und Zeiten ins Unermeßliche hin belüget, war bald keine Sünde mehr, sondern zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen ein Verdienst. Daher die vielen untergeschobenen Schriften der Apostel und Kirchenväter: daher die zahlreichen Erdichtungen von Wundern, Märtyrern, Schenkungen, Constitutionen und Dekreten, deren Unsicherheit durch alle Jahrhunderte der ältern und mittlern Christengeschichte fast bis zur Reformation hinauf, wie ein Dieb in der Nacht, fortschleichet. Nachdem Einmal das böse Principium angenommen war, daß man zum Nutzen der Kirche Untreue begehen, Lügen erfinden, Dichtungen schreiben dürfe, so war der historische Glaube verletzt; Zunge, Feder, Gedächtniß und Einbildungskraft der Menschen hatten ihre Regel und Richtschnur verlohren, so daß statt der Griechischen und Punischen Treue, wohl mit mehrerm Rechte die christliche Glaubwürdigkeit genannt werden mögte. Und um so unangenehmer fällt dieses ins Auge, da die Epoche des Christenthums sich an ein Zeitalter der treflichsten Geschichtschreiber Griechenlands und Roms anschließt, hinter welchen in der christlichen Aera sich auf einmal, lange Jahrhunderte hin, die wahre Geschichte beinahe ganz verlieret. Schnell sinkt sie zur Bischofs- Kirchen- und Mönchschronik hinunter, weil man nicht mehr für die Würdigsten der Menschheit, nicht mehr für Welt und Staat, sondern für die Kirche, oder gar für Orden, Kloster und Sekte schrieb, und da man sich ans Predigen gewöhnt hatte, und das Volk dem Bischofe alles glauben mußte, man auch schreibend die ganze Welt für ein glaubendes Volk, für eine christliche Heerde ansah.

Das Christenthum hatte nur zwei sehr einfache und zweckmäßige, heilige Gebräuche, weil es mit ihm, nach seines Stifters Absicht, auf nichts weniger, als auf einen Ceremoniendienst angesehen seyn sollte. Bald aber mischte sich, nach Verschiedenheit der Länder, Provinzen und Zeiten, daß After-Christenthum dergestalt mit jüdischen und heidnischen Gebräuchen, daß z. B. die Taufe der Unschuldigen zur Teufelbeschwörung und das Gedächtnißmahl eines scheidenden Freundes zur Schaffung eines Gottes, zum unblutigen Opfer, zum sündenvergebenden Mirakel, zum Reisegeld in die andre Welt gemacht ward. Unglückseligerweise trafen die christlichen Jahrhunderte mit Unwissenheit, Barbarei und der wahren Epoche des übeln Geschmacks zusammen, also daß auch in seine Gebräuche, in den Bau seiner Kirchen, in die Einrichtung seiner Feste, Satzungen und Pracht-anstalten, in seine Gesänge, Gebete und Formeln wenig Wahres, Großes und Edles kommen konnte. Von Land zu Lande, von einem zum andern Weltheil, wälzten sich diese Cerimonien fort; was ursprünglich einer alten Gewohnheit wegen auch einigen Localsinn gehabt hatte, verlohr denselben in fremden Gegenden und Zeiten; so ward der christliche Liturgien-geist ein seltsames Gemisch von jüdisch- egyptisch- griechisch- römisch- barbarischen Gebräuchen, in denen oft das Ernsthafteste langweilig oder gar lächerlich seyn mußte. Eine Geschichte des christlichen Geschmacks in Festen, Tempeln, Formeln, Einweihungen und Compositionen der Schriften, mit philosophischem Auge betrachtet, würde das bunteste Gemälde werden, das über eine Sache, die keine Cerimonien haben sollte, je die Welt sah. Und da dieser christliche Geschmack sich mit der Zeit in Gerichts- und Staatsgebräuche, in die häusliche Einrichtung, in Schauspiele, Romane, Tänze, Lieder, Wettkämpfe, Wappen, Schlachten, Sieges- und andre Lustbarkeiten gemischt hat: so

muß

muß man bekennen, daß der menschliche Geist damit eine unglaublich schiefe Form erhalten, und daß das Kreuz, das über die Nationen errichtet war, sich auch den Stirnen derselben sonderbar eingeprägt habe. Die pisciculi Christiani schwammen Jahrhunderte lang in einem trüben Elemente.

Hierarchie.

B. IV. S. 269-271.

Es wird der Hierarchie zum Ruhm angerechnet, daß sie dem Despotismus der Fürsten und des Adels eine Gegenmacht gewesen und dem niedern Stande emporgeholfen habe. So wahr dieses an sich ist: so muß es dennoch mit großer Einschränkung gesagt werden. Der ursprünglichen Verfassung deutscher Völker war der Despotismus eigentlich so ganz zuwider, daß sich eher behaupten ließe, die Könige haben ihn von den Bischöfen gelernt, wenn diese Seelenkrankheit gelernt werden dürfte. Bischöfe nämlich brachten aus ihrer mißbrauchten Schrift, aus Rom und ihrem eigenen Stande morgenländische, oder klösterliche Begriffe von blinder Unterwerfung unter den Willen des Oberherrn in die Gesetze der Völker und in seine Erziehung; sie warens, die das Amt des Regenten zur trägen Würde machten und seine Person mit dem Salb-öl göttlicher Rechte zu Befugnissen des Eigendünkels weiheten. Fast immer waren Geistliche die, deren sich die Könige zur Gründung ihrer despotischen Macht bedienten; wenn sie mit Geschenken und Vorzügen abgefunden waren, so durften Andre wol aufgeopfert werden. Denn überhaupt waren es nicht die Bischöfe, die in Erweiterung ihrer Macht und Vorzüge den Layenfürsten vorangingen, oder ihnen eifersüchtig nachfolgten? Heiligten nicht eben sie die widerrechtliche Beute? Der Papst endlich, als

Oberrichter der Könige und der Despot der Despoten, entschied nach göttlichem Rechte. Er erlaubte zur Zeit der Karolingischen, Fränkischen und Schwäbischen Kaiser sich Anmaßungen, die ein Laye sich nur mit allgemeiner Mißbilligung hätte erlauben mögen und das einzige Leben Kaisers Friedrichs des Zweyten, aus dem Schwäbischen Hause, von seiner Minderjährigkeit an unter der Vormundschaft des rechtsgelehrtesten Papstes bis zu seinem und seines Enkels Conradins Tode, mag die Summe dessen seyn, was vom oberrichtlichen Amt der Päpste über die Fürsten Europa's gesagt werden kann. Unvertilgbar klebt das Blut dieses Hauses am apostolischen Stuhle. Welch eine fürchterliche Höhe, Oberrichter der Christenheit zu seyn über alle Europäische Könige und Länder; Gregor 7., wahrlich kein gemeiner Mann, Innocenz 3., Bonifacius 8. sind davon redende Beweise.

Regierungen.

B. II. S. 301-319.

Der Naturstand des Menschen ist der Stand der Gesellschaft; denn in dieser wird er geboren und erzogen, zu ihr führt ihn der aufwachende Trieb seiner schönen Jugend und die süßesten Namen der Menschheit, Vater, Kind, Bruder, Schwester, Geliebter, Freund, Versorger, sind Bande des Naturrechts, die im Stande jeder ursprünglichen Menschengesellschaft Statt finden. Mit ihnen sind also auch die ersten Regierungen unter den Menschen gegründet: Ordnungen der Familie, ohne die unser Geschlecht nicht bestehen kann, Gesetze, die die Natur gab und auch durch sich selbst genugsam einschränkte. Wir wollen sie den ersten Grad natürlicher Regierungen nennen; sie werden immerhin auch der höchste und letzte bleiben.

Hier

Hier endigte nun die Natur ihre Grundlage der Gesellschaft und überließ es dem Verstande, oder dem Bedürfniß des Menschen, höhere Gebäude darauf zu gründen. In allen Erdstrichen, wo einzelne Stämme und Geschlechter einander weniger bedürfen, nehmen sie auch weniger Theil an einander; sie dachten also an keine große politischen Gebäude. Dergleichen sind die Küsten der Fischer, die Weiden der Hirten, die Wälder der Jäger; wo auf ihnen das väterliche und häusliche Regiment aufhört, sind die weiteren Verbindungen der Menschen meistens nur auf Vertrag gegründet. Eine Jagd-Nation z. B. geht auf die Jagd: bedarf sie eines Führers, so ist es ein Jagd-anführer, zu dem sie den Geschicktesten wählet, dem sie also auch nur aus freier Wahl und zum gemeinschaftlichen Zweck ihres Geschäfts gehorchet. Alle Thiere, die in Heerden leben, haben solche Anführer; bei Reisen, Vertheidigungen, Anfällen und überhaupt bei jedem gemeinschaftlichen Geschäft einer Menge ist ein solcher König des Spiels nöthig. Wir wollen diese Verfassung den zweiten Grad der natürlichen Regierung nennen; sie findet bei allen Völkern Statt, die blos ihrem Bedürfniß folgen und, wie wirs nennen, im Stande der Natur leben. Selbst die erwählten Richter eines Volks gehören zu diesem Grad der Regierung: die Klügsten und Besten nämlich werden zu ihrem Amt, als zu einem Geschäft, erwählt und mit dem Geschäft ist auch ihre Herrschaft zu Ende.

Aber wie anders ists mit dem dritten Grad, den Erbregierungen unter den Menschen! Wo hören hier die Gesetze der Natur auf? oder wo fangen sie an? Daß der billigste und klügste Mann von den Streitenden zum Richter erwählt ward, war Natur der Sache, und wenn er sich als einen solchen bewährt hatte, mogte ers bis in sein graues Alter bleiben. Nun aber stirbt der Alte, und war-

um ist sein Sohn Richter? Daß ihn der klügste und billigste Vater erzeugt hat, ist kein Grund: denn weder Klugheit noch Billigkeit konnte er ihm einzeugen. Noch weniger wäre, der Natur des Geschäfts nach, die Nation verbunden, ihn deshalb, als solchen anzuerkennen, weil sie seinen Vater einmal aus persönlichen Ursachen zum Richter wählte; denn der Sohn ist nicht die Person des Vaters. Und wenn sie gar für alle ihre noch Ungebornen das Gesetz feststellen wollte, ihn dafür erkennen zu müssen, und im Namen der Vernunft ihrer aller auf ewige Zeiten hin den Vertrag machte, daß jeder Ungeborne dieses Stamms der geborne Richter, Führer und Hirt der Nation, d. i. der Tapferste, Billigste, Klügste des ganzen Volks seyn, und dafür, der Geburt wegen, von Jedermann erkannt werden müßte; so würde es schwer seyn, einen Erbvertrag dieser Art, ich will nicht sagen mit dem Recht, sondern nur mit der Vernunft, zu reimen. Die Natur theilet ihre edelsten Gaben nicht familienweise aus, und das Recht des Blutes, nach welchem ein Ungeborner über den andern Ungebornen, wenn beide einst geboren seyn werden, durchs Recht der Geburt zu herrschen das Recht habe, ist für mich eine der dunkelsten Formeln der menschlichen Sprache.

Es müssen andre Gründe vorhanden seyn, die die Erbregierungen unter den Menschen einführten, und die Geschichte verschweigt uns diese Gründe nicht. Wer hat Deutschland, wer hat dem kultivirten Europa seine Regierungen gegeben? Der Krieg. Horden von Barbaren überfielen den Welttheil: ihre Anführer und Edeln theilten unter sich Länder und Menschen. Daher entsprangen Fürstenthümer und Lehne; daher entsprang die Leibeigenschaft unterjochter Völker; die Eroberer waren im Besitz, und was seit der Zeit in diesem Besitz verändert worden, hat abermals Revolution, Krieg, Einverständniß der Mächtigen, immer also

das

das Recht des Stärkern entschieden. Auf diesem königlichen Wege geht die Geschichte fort; und facta der Geschichte sind nicht zu läugnen. Was brachte die Welt unter Rom? Griechenland und den Orient unter Alexander? Was hat alle große Monarchien bis zu Sesostris und der fabelhaften Semiramis hinauf gestiftet und wieder zertrümmert? Der Krieg. Gewaltsame Eroberungen vertraten also die Stelle des Rechts, das nachher nur durch Verjährung, oder wie unsre Staatslehrer sagen, durch den schweigenden Contract Recht ward; der schweigende Contract aber ist in diesem Fall nichts anders, als daß der Stärkere nimt, was er will, und der Schwächere gibt oder leidet, was er nicht ändern kann. Und so hängt das Recht der erblichen Regierung, so wie beinah jedes andern erblichen Besitzes, an einer Kette von Tradition, deren ersten Gränzpfahl das Glück, oder die Macht einschlug, und die sich hie und da mit Güte und Weisheit, meistens aber wieder nur durch Glück oder Uebermacht fortzog. Nachfolger und Erben bekamen; der Stammvater nahm; und daß dem, der hatte, auch immer mehr gegeben ward, damit er die Fülle habe, bedarf keiner weitern Erläuterung; es ist die natürliche Folge des genannten ersten Besitzes der Länder und Menschen.

Man glaube nicht, daß dies etwa nur von Monarchien, als von Ungeheuern der Eroberung gelte, die ursprünglichen Reiche aber anders entstanden seyn könnten; denn wie in der Welt wären sie anders entstanden? So lange ein Vater über seine Familie herrschte, war er Vater und ließ seine Söhne auch Väter werden, über die er nur durch Rath zu vermögen suchte. So lange mehrere Stämme aus freier Ueberlegung zu einem bestimmten Geschäft sich Richter und Führer wählten: so lange waren diese Amtsführer nur Diener des gemeinen Zwecks, bestimmte

stimmte Vorsteher der Versammlung; der Name Herr, König, eigenmächtiger, willkührlicher, erblicher Despot, war Völkern dieser Verfassung etwas Unerhörtes. Entschlummerte aber die Nation, und ließ ihrem Vater, Führer und Richter walten, gab sie ihm endlich gar schlaftrunken-dankbar, seiner Verdienste, seiner Macht, seines Reichthums, oder welcher Ursachen wegen es sonst sey, den Erbscepter in die Hand, daß er sie und ihre Kinder, wie der Hirt die Schaafe, weide; welch Verhältniß ließe sich hierbei denken, als Schwachheit auf der Einen, Uebermacht auf der andern Seite, also das Recht des Stärkern. Wenn Nimrod Bestien tödtet und nachher Menschen unterjocht: so ist er dort und hier ein Jäger. Der Anführer einer Colonie oder Horde, dem Menschen wie Thiere folgten, bediente sich über sie gar bald des Menschenrechts über die Thiere. So wars mit denen, die die Nationen kultivirten; so lange sie sie kultivirten waren sie Väter, Erzieher des Volks, Handhaber der Gesetze zum gemeinen Besten; sobald sie eigenmächtige oder gar erbliche Regenten wurden, waren sie die Mächtigern, denen der Schwächere diente. Oft trat ein Fuchs in die Stelle des Löwen, und so war der Fuchs der Mächtige; denn nicht Gewalt der Waffen allein ist Stärke; Verschlagenheit, List und ein künstlicher Betrug thut in den meisten Fällen mehr, als jene. Kurz, der große Unterschied der Menschen an Geistes- Glücks- und Körpergaben hat, nach dem Unterschiede der Gegenden, Lebensarten und Lebensalter, Unterjochungen und Despotien auf der Erde gestiftet, die in vielen Ländern einander leider nur abgelöset haben. Kriegerische Bergvölker z. B. überschwemmten die ruhige Ebne: jene hatte das Klima, die Noth, der Mangel stark gemacht und tapfer erhalten; sie breiteten sich also, als Herren der Erde aus, bis sie selbst in der mildern Gegend von Ueppigkeit besiegt und von Andern unterjocht wurden. So ist unsre alte Tellus bezwungen

gen und die Geschichte auf ihr ein trauriges Gemälde von Menschenjagden und Eroberungen worden: fast jede kleine Landesgränze, jede neue Epoche, ist mit Blut der Geopferten und mit Thränen der Unterdrückten ins Buch der Zeiten verzeichnet. Die berühmtesten Namen der Welt sind Würger des Menschengeschlechts, gekrönte oder nach Kronen ringende Henker gewesen, und was noch trauriger ist, so standen oft die edelsten Menschen nothgedrungen auf diesem schwarzen Schaugerüst der Unterjochung ihrer Brüder. Woher kommts, daß die Geschichte der Weltreiche mit so wenig vernünftigen End-Resultaten geschrieben worden? Weil, ihren größesten und meisten Begebenheiten nach, sie mit wenig vernünftigen End-Resultaten geführt ist; denn nicht Humanität, sondern Leidenschaften, haben sich der Erde bemächtigt und ihre Völker, wie wilde Thiere zusammen und gegen einander getrieben. Hätte es der Vorsehung gefallen, uns durch höhere Wesen regieren zu lassen, wie anders wäre die Menschengeschichte! Nun aber waren es meistens Helden, d. i. ehrsüchtige, mit Gewalt begabte, oder listige und unternehmende Menschen, die den Faden der Begebenheiten nach Leidenschaften anspannen, und wie es das Schicksal wollte, ihn fortwebten. Wenn kein Punkt der Weltgeschichte uns die Niedrigkeit unsres Geschlechts zeigte, so wiese es uns die Geschichte der Regierungen desselben, nach welcher unsre Erde ihrem größten Theil nach, nicht Erde, sondern Mars oder der kinderfressende Saturn heissen sollte.

Wie nun? sollen wir die Vorsehung darüber anklagen, daß sie die Erdstriche unsrer Kugel so ungleich schuf, und auch unter den Menschen ihre Gaben so ungleich vertheilte? die Klage wäre müßig und ungerecht: denn sie ist der augenscheinlichen Absicht unsers Geschlechts entgegen. Sollte die Erde bewohnbar werden: so mußten Berge auf

ihr

ihr seyn und auf dem Rücken derselben harte Bergvölker leben. Wenn diese sich nun niedergossen und die üppige Ebne unterjochten: so war die üppige Ebne auch meistens dieser Unterjochung werth; denn warum ließ sie sich unterjochen? warum erschlaffte sie an den Brüsten der Natur in kindischer Ueppigkeit und Thorheit? Man kann es als einen Grundsatz der Geschichte annehmen, daß kein Volk unterdrückt wird, als das sich unterdrücken lassen will, das also der Sklaverei werth ist. Nur der Feige ist ein geborner Knecht; nur der Dumme ist von der Natur bestimmt, einem Klügern zu dienen; alsdann ist ihm auch wohl auf seiner Stelle, und er wäre unglücklich, wenn er befehlen sollte.

Ueberdem ist die Ungleichheit der Menschen von Natur nicht so groß, als sie durch die Erziehung wird, wie die Beschaffenheit eines und desselben Volks unter seinem mancherlei Regierungsarten zeiget. Das edelste Volk verliert unter dem Joche des Despotismus in kurzer Zeit seinen Adel: das Mark in seinen Gebeinen wird ihm zertreten, und da seine feinsten und schönsten Gaben zur Lüge und zum Betrug, zur kriechenden Sklaverei und Ueppigkeit gemißbraucht werden; was Wunder, daß es sich endlich an sein Joch gewöhnet, es küsset und mit Blumen umwindet? So beweinenswerth dies Schicksal der Menschen im Leben und in der Geschichte ist, weil es beinah keine Nation gibt, die ohne das Wunder einer völligen Palingenesie aus dem Abgrunde einer gewohnten Sklaverei je wieder aufgestanden wäre: so ist offenbar dies Elend nicht das Werk der Natur, sondern der Menschen. Die Natur leitete das Band der Gesellschaft nur bis auf Familien; weiterhin ließ sie unserm Geschlecht die Freiheit, wie es sich einrichten, wie es das feinste Werk seiner Kunst, den Staat, bauen wollte. Richteten sich die Menschen gut ein, so hatten sie's gut; wähl-

ten

ten oder duldeten sie Tyrannei und üble Regierungsformen, so mochten sie ihre Last tragen. Die gute Mutter konnte nichts thun, als sie durch Vernunft, durch Tradition der Geschichte, oder endlich durch das eigne Gefühl des Schmerzes und Elendes lehren. Nur also die innere Entartung des Menschengeschlechts hat den Lastern und Entartungen menschlicher Regierung Raum gegeben: denn theilet sich im unterdrückendsten Despotismus nicht immer der Sklave mit seinem Herrn im Raube und ist nicht immer der Despot immer der ärgste Sklave?

Aber auch in der ärgsten Entartung verläßt die unermüdlich gütige Mutter ihre Kinder nicht und weiß ihnen den bittern Trank der Unterdrückung von Menschen wenigstens durch Vergessenheit und Gewohnheit zu lindern. So lange sich die Völker wachsam und in reger Kraft erhalten, oder wo die Natur sie mit dem harten Brodt der Arbeit speiset, da finden keine weiche Sultane Statt; das rauhe Land, die harte Lebensweise sind ihnen der Freiheit Vestung. Wo gegentheils die Völker in ihrem weichern Schooß entschliefen und das Netz duldeten, das man über sie zog; siehe da kommt die tröstende Mutter dem Unterdrückten wenigstens durch ihre milderen Gaben zu Hülfe: denn der Despotismus setzt immer eine Art Schwäche, folglich mehrere Bequemlichkeit voraus, die entweder aus Gaben der Natur, oder der Kunst entstanden. In den meisten despotisch regierten Ländern nährt und kleidet die Natur den Menschen fast ohne Mühe, daß er sich also mit dem vorüberrasenden Orkan gleichsam nur abfinden darf und nachher zwar gedankenlos und ohne Würde, dennoch aber nicht ganz ohne Genuß den Athem ihrer Erquickung trinket. Ueberhaupt ist das Loos der Menschen und Bestimmung zur irdischen Glückseligkeit weder ans Herrschen, noch ans Dienen geknüpfet. Der Arme kann glücklich, der

Skla-

Sklave in Ketten kann frei seyn: der Despot und sein Werkzeug sind meistens und oft in ganzen Geschlechtern die unglücklichsten und unwürdigsten Sklaven.

Da alle Sätze, die ich bisher berührt habe, aus der Geschichte selbst ihre eigentliche Erläuterung nehmen müssen; so bleibt ihre Entwickelung auch dem Faden derselben aufbehalten. Für jetzt seyen mir noch einige allgemeine Blicke vergönnet:

1) Ein zwar leichter, aber böser Grundsatz wäre es zur Philosophie der Menschen-Geschichte: „der Mensch sey ein Thier, das einen Herrn nöthig habe und von diesem Herrn, oder von einer Verbindung desselben das Glück seiner Endbestimmung erwarte." Kehre den Satz um; der Mensch, der einen Herrn nöthig hat, ist ein Thier; sobald er Mensch wird, hat er keines eigentlichen Herrn mehr nöthig. Die Natur nämlich hat unserm Geschlecht keinen Herrn bezeichnet; nur thierische Laster und Leidenschaften machen uns desselben bedürftig. Das Weib bedarf eines Mannes und der Mann des Weibes; das unerzogene Kind hat erziehender Eltern, der Kranke des Arztes, der Streitende des Entscheiders, der Haufe Volks eines Anführers nöthig; dies sind Natur-Verhältnisse, die im Begriff der Sache liegen. Im Begriff des Menschen liegt der Begriff eines ihm nöthigen Despoten, der auch Mensch sey, nicht; jener muß erst schwach gedacht werden, damit er eines Beschützers, unmündig, damit er eines Vormundes, wild, damit er eines Bezähmers, abscheulich, damit er eines Straf-Engels nöthig habe. Alle Regierungen der Menschen sind also nur aus Noth entstanden, und um dieser fortwährenden Noth willen da. So wie es nun ein schlechter Vater ist, der sein Kind erziehet, damit es lebenslang unmündig, lebenslang eines Erziehers bedürfe; wie es ein böser Arzt ist, der die Krank-

Krankheit nährt, damit er dem Elenden bis ins Grab hin unentbehrlich werde; so mache man die Anwendung auf die Erzieher des Menschengeschlechts, die Väter des Vaterlandes und ihre Erzognen. Entweder müssen diese durchaus keiner Besserung fähig seyn; oder alle die Jahrtausende, seitdem Menschen regiert wurden, müßten es doch merklich gemacht haben, was aus ihnen geworden sey? und zu welchem Zweck jene sie erzogen haben? Der Verfolg dieses Werks wird solche Zwecke sehr deutlich zeigen.

2) Die Natur erzieht Familien: der natürlichste Staat ist also auch Ein Volk, mit Einem Nationalcharakter. Jahrtausende lang erhält sich dieser in ihm und kann, wenn seinem mitgebornen Fürsten daran liegt, am natürlichsten ausgebildet werden: denn ein Volk ist sowohl eine Pflanze der Natur, als eine Familie; nur jenes mit mehrern Zweigen. Nichts scheint also dem Zweck der Regierungen so offenbar entgegen, als die unnatürliche Vergrößerung der Staaten, die wilde Vermischung der Menschengattungen und Nationen unter Einen Scepter. Der Menschenscepter ist viel zu schwach und klein, daß so widersinnige Theile in ihn eingeimpft werden könnten; zusammengeleimt werden sie also in eine brechliche Maschine, die man Staatsmaschine nennt, ohne inneres Leben und Sympathie der Theile gegegen einander. Reiche dieser Art, die dem besten Monarchen den Namen Vater des Vaterlandes so schwer machen, erscheinen in der Geschichte, wie jene Symbole der Monarchien im Traumbilde des Propheten, wo sich das Löwenhaupt mit dem Drachenschweif und der Adlersflügel mit dem Bärenfuß zu Einem unpatriotischen Staatsgebilde vereiniget. Wie Trojanische Rosse rücken solche Maschinen zusammen, sich einander die Unsterblichkeit verbürgend, da doch ohne Nationalcharakter kein Leben in ihnen ist, und für die Zusammengezwungenen nur der Fluch des Schicksals sie zur Unsterb-

sterblichkeit verdammen könnte: denn eben diese Staatskunst, die sie hervorbrachte, ist auch die, die mit Völkern und Menschen als mit leblosen Körpern spielet. Aber die Geschichte zeigt genugsam, daß diese Werkzeuge des menschlichen Stolzes von Thon sind und wie aller Thon auf der Erde zerbrechen oder zerfließen.

3) Wie bei allen Verbindungen der Menschen gemeinschaftliche Hülfe und Sicherheit der Hauptzweck ihres Bundes ist: so ist auch dem Staate keine andre, als die Naturordnung die beste; daß nämlich auch in ihm Jeder das sey, wozu ihn die Natur bestellte. Sobald der Regent in die Stelle des Schöpfers treten und durch Willkühr oder Leidenschaft von seinetwegen erschaffen will, was das Geschöpf von Gotteswegen nicht seyn sollte: sobald ist dieser dem Himmel gebietende Despotismus aller Unordnung und des unvermeidlichen Misgeschicks Vater. Da nun alle durch Tradition festgesetzte Stände der Menschen auf gewisse Weise der Natur entgegen arbeiten, die sich mit ihren Gaben an keinen Stand bindet: so ist kein Wunder, daß die meisten Völker, nachdem sie allerlei Regierungsarten durchgegangen waren und die Last jeder empfunden hatten, zuletzt verzweifelnd auf die zurückkamen, die sie ganz zu Maschinen machte, auf die despotisch-erbliche Regierung. Sie sprachen wie jener hebräische König, als ihm drei Uebel vorgelegt wurden: „Lasset uns lieber in die Hand des Herrn fallen, als in die Hand der Menschen" und gaben sich auf Gnade und Ungnade der Providenz in die Arme, erwartend, wen diese ihnen zum Regenten zusenden würde? denn die Tyrannei und das gebietende Volk ist ein wahrer Leviathan. Alle christliche Regenten nennen sich also von Gottes Gnaden und bekennen damit, daß sie nicht durch ihr Verdienst, das vor der Geburt auch gar nicht Stat findet, sondern durch

durch das Gutbefinden der Vorsehung, die sie auf dieser Stelle geboren werden ließ, zur Krone gelangten. Das Verdienst dazu müssen sie sich erst durch eigne Mühe erwerben, mit der sie gleichsam die Providenz zu rechtfertigen haben, daß sie sie ihres hohen Amts würdig erkannte: denn das Amt des Fürsten ist kein geringeres, als Gott zu seyn unter den Menschen, ein höherer Genius in einer sterblichen Bildung. Wie Sterne glänzen die Wenigen, die diesen auszeichnenden Ruf verstanden, in der unendlich dunkeln Wolkennacht gewöhnlicher Regenten und erquicken den verlornen Wandrer auf seinem traurigen Gange in der politischen Menschengeschichte.

O daß ein andrer Montesquieu uns den Geist der Gesetze und Regierungen auf unsrer runden Erde nur durch die bekanntesten Jahrhunderte zu kosten gäbe! nicht nach leeren Namen dreier oder vier Regierungsformen, die doch nirgend und niemals dieselben sind, oder bleiben, auch nicht nach witzigen Principien des Staats: denn kein Staat ist auf ein Wortprincipium gebauet, geschweige daß er dasselbe in allen seinen Ständen und Zeiten unwandelbar erhielte; auch nicht durch zerschnittene Beispiele aus allen Nationen, Zeiten und Weltgegenden, aus denen in dieser Verwirrung der Genius unsrer Erde selbst kein Ganzes bilden würde: sondern allein durch die philosophische, lebendige Darstellung der bürgerlichen Geschichte, in der, so einförmig sie scheint, keine Scene zweimal vorkommt, und die das Gemählde der Laster und Tugenden unsers Geschlechts und seiner Regenten, nach Ort und Zeiten immer verändert und immer dasselbe, fürchterlich lehreich vollendet.

Staatsverfassung.

B. II. S. 244 - 246.

Noch weniger ists begreiflich, wie der Mensch also für den Staat gemacht seyn soll, daß aus dessen Einrichtung nothwendig seine erste wahre Glückseligkeit keime: denn wie viele Völker auf der Erde wissen von keinem Staat, die dennoch glücklicher sind, als mancher gekreuzigte Staatswohlthäter. Ich will mich auf keinen Theil des Nutzens oder des Schadens einlassen, den diese künstliche Anstalten der Gesellschaft mit sich führen, da jede Kunst aber nur Werkzeug ist, und das künstliche Werkzeug nothwendig den vorsichtigsten feinen Gebrauch erfordert: so ist offenbar, daß mit der Größe der Staaten und mit der feinern Kunst ihrer Zusammensetzung nothwendig auch die Gefahr, einzelne Unglückliche zu schaffen, unermeßlich zunimmt. In großen Staaten müssen Hunderte hungern, damit Einer prasse und schwelge: Zehntausende werden gedrückt und in den Tod gejagt, damit Ein gekrönter Thor oder Weiser seine Phantasie ausführe. Ja endlich da, wie alle Staatslehrer sagen, jeder wohleingerichtete Staat eine Maschine seyn muß, die nur der Gedanke Eines regieret; welche größere Glückseligkeit könnte es gewähren, in dieser Maschine, als ein gedankenloses Glied mitzudienen? Oder vielleicht gar wider besser Wissen und Gefühl, lebenslang in ihr auf ein Rad Ixions geflochten zu seyn, das dem traurig Verdammten keinen Trost läßt, als etwa die letzte Thätigkeit seiner selbstbestimmenden freien Seele, wie ein geliebtes Kind zu ersticken und in der Unempfindlichkeit einer Maschine sein Glück zu finden — O wenn wir Menschen sind, so laßt uns der Vorsehung danken, daß sie das allgemeine Ziel der Menschheit nicht dahin

dahin setzte. Millionen des Erdballs leben ohne Staaten, und muß nicht ein jeder von uns auch im künstlichen Staate, wenn er glücklich seyn will, es eben da anfangen, wo es der Wilde anfängt, nämlich, daß er Gesundheit und Seelenkräfte, das Glück seines Hauses und Herzens, nicht vom Staat, sondern von sich selbst erringe und erhalte? Vater und Mutter, Mann und Weib, Kind und Bruder, Freund und Mensch — das sind Verhältnisse der Natur, durch die wir glücklich werden; was der Staat uns geben kann, sind Kunstwerkzeuge, leider aber kann er uns etwas weit Wesentlicheres, Uns selbst rauben. —

B. III. S. 416.

Alle Fehler der Regierungen haben vorausgehen und sich gleichsam erschöpfen müssen, damit nach allen Unordnungen der Mensch endlich lerne, daß die Wohlfahrt seines Geschlechts nicht auf Willkühr, sondern auf einem, ihm wesentlichen Naturgesetz, der Vernunft und Billigkeit, ruhe.

Fortgang des Menschengeschlechts zur Vollkommenheit.

B. III. S. 434–449.

Alle Zweifel und Klagen der Menschen über die Verwirrung und den wenig-merklichen Fortgang des Guten in der Geschichte rühret daher, daß der traurige Wanderer auf eine zu kleine Strecke seines Weges siehet. Erweiterte er seinen Blick und vergliche nur die Zeitalter, die wir aus der Geschichte genauer kennen, unpartheiisch mit einander;

dränge er überdem in die Natur des Menschen und erwägte was Vernunft und Wahrheit sey, so würde er am Fortgange derselben so wenig, als an der gewissesten Naturwahrheit zweifeln. Jahrtausende durch hielt man unsre Sonne und alle Fixsterne für stillstehend, ein glückliches Fernrohr läßt uns jetzt an ihrem Fortrücken nicht mehr zweifeln. So wird einst eine genauere Zusammenhaltung der Perioden in der Geschichte unsers Geschlechts uns diese hofnungsvolle Wahrheit nicht nur obenhin zeigen, sondern es werden sich auch, trotz aller scheinbaren Unordnung, die Gesetze berechnen lassen, nach welchen, kraft der Natur des Menschen, dieser Fortgang geschiehet. Am Rande der alten Geschichte, auf dem ich jetzt, wie in der Mitte stehe, zeichne ich vorläufig nur einige allgemeine Grundsätze aus, die uns im Verfolg unsers Weges zu Leitsternen dienen werden.

Erstens: Die Zeiten ketten sich, kraft ihrer Natur an einander; mithin auch das Kind der Zeiten, die Menschenreihe, mit allen ihren Wirkungen und Produktionen.

Durch keinen Trugschluß können wirs leugnen, daß unsere Erde in Jahrtausenden älter geworden sey und daß diese Wanderin um die Sonne seit ihrem Ursprunge sich sehr verändert habe. In ihren Eingeweiden sehen wir, wie sie einst beschaffen gewesen und dürfen nur um uns blicken, wie wir sie jetzt beschaffen finden. Der Ocean brauset nicht mehr; ruhig ist er in sein Bette gesunken; die umher schweifenden Ströhme haben ihre Ufer gefunden und die Vegetation sowohl, als die organischen Geschöpfe haben in ihren Geschlechtern eine fortwirkende Reihe von Jahren zurückgelegt. Wie nun seit der Erschaffung unsrer Erde kein Sonnenstrahl auf ihr verlohren gegangen ist: so ist auch kein abgefallenes Blatt eines Baums, kein verflogener Same eines Gewächses

ses, kein Leichnam eines modernden Thiers, noch weniger Eine Handlung eines lebendigen Wesens ohne Wirkung geblieben. Die Vegetation z. B. hat zugenommen und sich, so weit sie konnte, verbreitet: jedes der lebendigen Geschlechter ist in den Schranken, die ihm die Natur durch andre Lebendige setzte, fortgewachsen, und sowohl der Fleiß des Menschen als selbst der Unsinn seiner Verwüstungen ist ein regsames Werkzeug in den Händen der Zeit geworden. Auf dem Schutt seiner zerstörten Städte blühen neue Gefilde: die Elemente streueten den Staub der Vergessenheit darüber und bald kamen neue Geschlechter, die von und über den alten Trümmern bauten. Die Allmacht selbst kann es nicht ändern, daß Folge nicht Folge sey: sie kann die Erde nicht herstellen zu dem, was sie vor Jahrtausenden war, so daß diese Jahrtausende mit allen ihren Wirkungen nicht da gewesen seyn sollten.

Im Fortgange der Zeiten liegt also schon ein Fortgang des Menschengeschlechts, sofern dies auch in die Reihe der Erde- und Zeitkinder gehöret. Erschiene jetzt der Vater der Menschen und sähe sein Geschlecht; wie würde er staunen! Sein Körper war für die junge Erde gebildet, und nach der damaligen Beschaffenheit der Elemente mußte sein Bau, seine Gedankenreihe und Lebensweise seyn; mit sechs und mehr Jahrtausenden hat sich gar manches hierin verändert. Amerika ist in vielen Strichen jetzt schon nicht mehr, was es bei seiner Entdeckung war; in ein paar Jahrtausenden wird man seine alte Geschichte wie einen Roman lesen. So lesen wir die Geschichte der Eroberung Troja's und suchen ihre Stelle, geschweige das Grab des Achilles oder den Gottgleichen Helden selbst, vergebens. Es wäre zur Menschengeschichte ein schöner Beitrag, wenn man mit unterscheidender Genauigkeit alle Nachrichten der Alten von ihrer Gestalt und Größe, von ihren Nahrungsmitteln und dem

Maaß ihrer Speisen, von ihren täglichen Beschäftigungen und Arten des Vergnügens, von ihrer Denkart über Liebe und Ehe, über Leidenschaften und Tugend, über den Gebrauch des Lebens und das Daseyn nach diesem Leben, ort- und zeitmäßig sammlete. Gewiß würde auch schon in diesen kurzen Zeiträumen ein Fortgang des Geschlechts bemerkbar, der eben sowohl die Bestandtheile der ewig-jungen Natur, als die fortwirkenden Veränderungen unsrer alten Mutter-erde zeigte. Diese pflegt der Menschheit nicht allein; sie trägt alle ihre Kinder auf Einem Schoos, in denselben Muttter-armen: wenn Eins sich verändert, müssen sie sich alle verändern.

Daß dieser Zeiten-Fortgang auch auf die Denkart des Menschengeschlechts Einfluß gehabt habe, ist unläugbar. Man erfinde, man singe jetzt eine Iliade: man schreibe wie Aeschylus, Sophokles und Plato; es ist unmöglich. Der einfache Kindersinn, die unbefangne Art, die Welt anzusehen, kurz die griechische Jugendzeit ist vorüber. Ein Gleiches ists mit Hebräern und Römern; dagegen wissen und kennen wir eine Reihe Dinge, die weder Hebräer noch Römer kannten. Ein Tag hat den andern, ein Jahrhundert das andere gelehrt: die Tradition ist reicher geworden: die Muse der Zeiten, die Geschichte selbst spricht mit hundert Stimmen, singt aus hundert Flöten. Möge in dem ungeheuren Schneeball, den uns die Zeiten zugewälzt haben, so viel Unrath, so viel Verwirrung seyn, als da will; selbst diese Verwirrung ist ein Kind der Jahrhunderte, die nur aus dem unermüdlichen Fortwälzen einer und derselben Sache entstehen konnte. Jede Wiederkehr also in die alten Zeiten, selbst das berühmte platonische Jahr, ist Dichtung, es ist dem Begriff der Welt und Zeit nach unmöglich. Wir schwimmen weiter; nie aber kehrt der Strom zu seiner Quelle zurück, als ob er nie entronnen wäre.

Zwei-

Zweitens. Noch augenscheinlicher macht die Wohnung der Menschen den Fortgang unsers Geschlechts kennbar.

Wo sind die Zeiten, da die Völker, wie Troglodyten hie und da in ihren Höhlen, hinter ihren Mauern saßen und jeder Fremdling ein Feind war? Da half, blos und allein mit der Zeitenfolge, keine Höhle, keine Mauer, die Menschen mußten sich einander kennen lernen: denn sie sind allesammt nur Ein Geschlecht auf Einem nicht großen Planeten. Traurig genug, daß sie sich einander fast allenthalben zuerst, als Feinde kennen lernten, und einander wie Wölfe anstaunten; aber auch dies war Natur-ordnung. Der Schwache fürchtete sich vor dem Stärkern, der Betrogene vor dem Betrüger, der Vertriebene vor dem, der ihn abermals vertreiben könnte, das unerfahrne Kind endlich vor jedem Fremden. Diese jugendliche Furcht indeß und alles, wozu sie mißbraucht wurde, konnte den Gang der Natur nicht ändern: das Band der Vereinigung zwischen mehrern Nationen ward geknüpft, wenn gleich durch die Rohheit der Menschen zuerst auf harte Weise. Die wachsende Vernunft kann den Knoten brechen: sie kann aber das alte Band nicht lösen, noch weniger die Entdeckungen ungeschehen machen, die jetzt einmal geschehen sind. Moses und Orpheus, Homers und Herodots, Strabo und Plinius Erdgeschichte, was sind sie gegen die unsre? Was ist der Handel der Phönicier, Griechen und Römer gegen Europa's Handel? Und so ist uns mit dem, was bisher geschehen ist, auch der Faden des Labyrinths in die Hand gegeben, was künftig geschehen werde. Der Mensch, so lange er Mensch ist, wird nicht ablassen, seinen Planeten zu durchwandern, bis dieser ihm ganz bekannt sey: weder die Stürme des Meers, noch Schiffbrüche, noch jene ungeheure Eisberge und Gefahren der Nord- und Südwelt werden ihn davon abhalten, da sie ihn bisher von den schwersten

ersten

ersten Versuchen, selbst in Zeiten einer sehr mangelhaften Schiffahrt, nicht haben abhalten mögen. Der Funke zu allen diesen Unternehmungen liegt in seiner Brust, in der Menschen-natur. Neugierde und die unersättliche Begierde nach Gewinn, nach Ruhm, nach Entdeckungen und grösserer Stärke, selbst neue Bedürfnisse und Unzufriedenheiten, die im Lauf der Dinge, wie sie jetzt sind, unwidertreiblich liegen, werden ihn dazu aufmuntern und die Gefahrenbesieger der vorigen Zeit, berühmte glückliche Vorbilder, werden ihn noch mehr beflügeln. Der Wille der Vorhersehung wird also durch gute und böse Triebfedern befördert werden bis der Mensch sein ganzes Geschlecht kenne und darauf wirke. Ihm ist die Erde gegeben und er wird nicht nachlassen bis sie, wenigstens dem Verstande und dem Nutzen nach, ganz sein sey. Schämen wir uns nicht jetzt schon, daß uns der halbe Theil unsers Planeten, als ob er die abgekehrte Seite des Mondes wäre, so lange unbekannt geblieben?

Drittens. Alle bisherige Thätigkeit des menschlichen Geistes ist, kraft ihrer innern Natur, auf nichts anders, als auf Mittel hinausgegangen, die Humanität und Kultur unsers Geschlechts tiefer zu gründen und weiter zu verbreiten.

Welch ein ungeheurer Fortgang ists von der ersten Flösse, die das Wasser bedeckte, zu einem europäischen Schiff! Weder der Erfinder jener, noch die zahlreichen Erfinder der mancherlei Künste und Wissenschaften, die zur Schiffahrt gehören, dachten daran, was aus der Zusammensetzung ihrer Entdeckungen werden würde: jeder folgte seinem Triebe, der Noth, oder der Neugierde und nur in der Natur des menschlichen Verstandes, des Zusammenhanges aller Dinge lags, daß kein Versuch, keine Entdeckung ver-

vergebens seyn konnte. Wie das Wunder einer andern Welt staunten jene Insulaner, die nie ein europäisches Schiff gesehen hatten, dies Ungeheuer an, und verwunderten sich noch mehr, da sie bemerkten, daß Menschen, wie sie, es nach Gefallen über die wilde Meerestiefe lenkten. Hätte ihr Anstaunen zu einer vernünftigen Ueberlegung jedes grossen Zwecks und jedes kleinen Mittels in dieser schwimmenden Kunstwelt werden können: wie höher wäre ihre Bewunderung des menschlichen Verstandes gestiegen! Wohin reichen anjetzt nicht blos durch dies Eine Werkzeug die Hände der Europäer? wohin werden sie nicht künftig reichen?

Und wie diese Kunst, so hat das Menschengeschlecht in wenig Jahren ungeheuer-viel Künste erfunden, die über Luft, Wasser, Himmel und Erde seine Macht ausbreiten. Ja, wenn wir bedenken, daß nur wenige Nationen in diesem Conflickt der Geistesthätigkeit waren, indeß der größte Theil der andern über alten Gewohnheiten schlummerte: wenn wir erwägen, daß fast alle Erfindungen unsers Geschlechts in sehr junge Zeiten fallen und beinah keine Spur, keine Trümmer eines alten Gebäudes oder einer alten Einrichtung vorhanden ist, die nicht an unsre junge Geschichte geknüpft sey; welche Aussicht gibt uns diese historisch-erwiesene Regsamkeit des menschlichen Geistes in das unendliche künftiger Zeiten! In den wenigen Jahrhunderten, in welchen Griechenland blühete, in den wenigen Jahrhunderten unsrer neuen Kultur, wie vieles ist in dem kleinsten Theil der Welt, und auch beinah in dessen kleinstem Theile, ausgedacht erfunden, gethan geordnet und für künftige Zeiten aufbewahrt worden! Wie eine fruchtbare Saat sproßten die Wissenschaften und Künste haufenweise hervor, und eine nährte, eine begeisterte und erweckte die andre. Wie, wenn eine Saite berührt wird, nicht nur alles was Ton hat, ihr zutönet, sondern auch bis ins Unvernehmbare hin alle, ihr harmoni-

schen Töne dem angeklungenen Laut nachtönen, so erfand, so schuf der menschliche Geist, wenn eine harmonische Stelle seines Innern berührt ward. Sobald er auf eine neue Zusammenstimmung traf, konnten in einer Schöpfung, wo alles zusammenhängt, nichts anders als zahlreiche neue Verbindungen ihr folgen.

Aber, wird man sagen, wie sind alle diese Künste und Erfindungen angewandt worden? Hat sich dadurch praktische Vernunft und Billigkeit, mithin die wahre Kultur und Glückseligkeit des Menschengeschlechts, erhöhet? Ich berufe mich auf das, was ich kurz vorher über den Gang der Unordnungen im ganzen Reiche der Schöpfung gesagt habe, daß es nach einem innern Naturgesetz, ohne Ordnung keine Dauer erhalten könne, nach welcher doch alle Dinge wesentlich streben. Das scharfe Messer in der Hand des Kindes, verletzt dasselbe: deshalb ist aber die Kunst, die dies Messer erfand und schärfte, eine der unentbehrlichsten Künste. Nicht alle, die ein solches Werkzeug brauchen, sind Kinder, und auch das Kind wird durch seinen Schmerz den bessern Gebrauch lernen. Künstliche Uebermacht in der Hand des Despoten, fremder Luxus unter einem Volke ohne ordnende Gesetze, sind dergleichen tödtende Werkzeuge: der Schade selbst aber macht die Menschen klüger, und früh oder spät muß die Kunst, die sowohl den Luxus als den Despotismus schuf, beide selbst zuerst in ihre Schranken zwingen und sodann in ein wirkliches Gute verwandeln. Jede ungeschickte Pflugschaar reibet sich durch den langen Gebrauch selbst ab; unbehülfliche, neue Räder und Triebwerke gewinnen blos durch den Umlauf die bequemere, künstliche Epicykloide. So arbeitet sich auch in den Kräften des Menschen der übertreibende Misbrauch mit der Zeit zum guten Gebrauch um; durch Extreme und Schwankungen zu beiden Seiten wird nothwen-

wendig zuletzt die schöne Mitte eines dauernden Wohlstandes in einer regelmäßigen Bewegung. Nur was im Menschenreiche geschehen soll, muß durch Menschen bewirkt werden; wir leiden so lange unter unsrer eignen Schuld, bis wir, ohne Wunder der Gottheit, den bessern Gebrauch unsrer Kräfte selbst lernen.

Also haben wir auch nicht zu zweifeln, daß jede gute Thätigkeit des menschlichen Verstandes nothwendig einmal die Humanität befördern müsse und befördern werde. Seitdem der Ackerbau in Gang kam, hörte das Menschen- und Eichelnfressen auf; der Mensch fand, daß er von den süßen Gaben der Ceres humaner, besser, anständiger leben könne, als vom Fleische seiner Brüder und von Eicheln und ward durch die Gesetze weiserer Menschen gezwungen, also zu leben. Seitdem man Häuser und Städte bauen lernte, wohnte man nicht mehr in Höhlen; unter Gesetzen eines Gemeinwesens schlug man den armen Fremdling nicht mehr todt. So brachte der Handel die Völker näher an einander, und je mehr er in seinem Vortheil allgemein verstanden wird, desto mehr müssen sich nothwendig jene Mordthaten, Unterdrückungen und Betrugsarten vermindern, die immer nur Zeichen des Unverstandes im Handelswaren. Durch jeden Zuwachs nützlicher Künste ist das Eigenthum der Menschen gesichert, ihre Mühe erleichtert, ihre Wirksamkeit verbreitet, mithin nothwendig der Grund zu einer weitern Kultur und Humanität gelegt worden. Welche Mühe z. B. ward durch die einzige Erfindung der Buchdruckerkunst abgethan! Welch ein größerer Umlauf der menschlichen Gedanken, Künste und Wissenschaften durch sie befördert! Wage es jetzt ein europäischer Kang-Ti, und wolle die Litteratur dieses Welttheils ausrotten; es ist ihm schlechterdings nicht möglich. Hätten Phönicier und Karthaginenser, Griechen und Römer diese Kunst gehabt, der Untergang

ihrer Litteratur wäre ihren Verwüstern nicht so leicht, ja beinahe unmöglich geworden. Lasset wilde Völker auf Europa stürmen: sie werden unsrer Kriegskunst nicht bestehen und kein Attila wird mehr vom schwarzen und kaspischen Meer her bis an die katalaunischen Felder reichen. Lasset Pfaffen, Weichlinge, Schwärmer und Tyrannen aufstehn, so viel da wollen; die Nacht der mittlern Jahrhunderte bringen sie nie mehr wieder. Wie nun kein größerer Nutze einer menschlichen und göttlichen Kunst denkbar ist, als wenn sie uns Licht und Ordnung nicht nur gibt, sondern es ihrer Natur nach verbreitet und sichert: so lasset uns dem Schöpfer danken, daß er unserm Geschlecht den Verstand und diesem die Kunst wesentlich gemacht hat. In ihnen besitzen wir das Geheimniß und Mittel einer sichernden Welt-ordnung.

Auch darüber dürfen wir nicht sorgen, daß manche treflich ersonnene Theorie, die Moral selbst nicht ausgenommen, in unserm Geschlecht so lange Zeit nur Theorie bleibe. Das Kind lernt viel, was nur der Mann anwenden kann; deswegen aber hat es solches nicht umsonst gelernet. Unbedachtsam vergaß der Jüngling, woran er sich einst mühsam erinnern wird, oder er muß es gar zum zweitenmale lernen. Bei dem immer erneuten Menschengeschlecht ist also keine aufbewahrte, ja sogar keine erfundene Wahrheit ganz vergeblich; spätere Zeit-umstände machen nöthig, was man jetzt versäumt, und in der Unendlichkeit der Dinge muß jeder Fall zum Vorschein kommen, der auf irgend eine Weise das Menschengeschlecht übet. Wie wir uns nun bei der Schöpfung die Macht, die das Chaos schuf, zuerst und sodann in ihm ordnende Weisheit und harmonische Güte gedenken: so entwickelt die Natur-ordnung des Menschengeschlechts zuerst rohe Kräfte; die Unordnung selbst muß sie der Bahn des Verstandes

des zuführen, und je mehr dieser sein Werk ausarbeitet, desto mehr siehet er, daß Güte allein dem Werke Dauer, Vollkommenheit und Schönheit gewähre.

Beschluß.

Es ist nur noch übrig, daß wir über die Abänderungen des Menschengeschlechts etwas Weniges hinzufügen.

Der Mensch artet unter den verschiednen Himmelsstrichen aus, indem das Klima, die Nahrung und andre äussere Umstände in der Bildung des Körpers und seiner Theile mancherlei Verändrungen bewirken. Man hat daher auch die Völker nach dieser Verschiedenheit in gewisse Klassen abgetheilt, wiewol nicht alle Naturforscher in der Zahl und Bestimmung derselben einig sind. Herr Hofrath Blumenbach nimmt überhaupt fünf Spiel-arten des Menschengeschlechts an, und charakterisirt sie also: *)

I. Die **Europäer** und **westlichen Asiaten**, diesseits des Obi, des kaspischen Meeres und des Ganges, nebst den **Nord-Afrikanern**. Mit einem Worte ungefähr die Bewohner der den alten Griechen und Römern bekannten Welt. Sie sind von Farbe mehr oder weniger weiß, und nach den europäischen Begriffen von Schönheit die bestgebildetsten Menschen.

II.

*) S. dessen Beiträge zur Naturgesch. Th. I. S. 79 ꝛc.

II. Die übrigen Asiaten, jenseits des Obi, des Ganges ꝛc. nebst den nordlichsten Amerikanern (an der westlichen Küste nämlich etwa bis nach Alahaska und an der östlichen bis Lebrador). Sie sind meist gelbbraun, dünnbehaart, haben platte Gesichter und enggeschlitzte Augenlieder.

III. Die übrigen Afrikaner, mehr oder weniger schwarz, mit stärker hervorragendem Untertheil des Gesichts, wulstigen Lippen, stumpfer Nase und meistens krausem Haar.

IV. Die übrigen Amerikaner, meist von kupferrother Farbe, mannigfaltiger meist durch Kunst bewirkter Form des Kopfs und straffem schlichten Haar.

V. Die Südsee-Insulaner oder die Bewohner des fünften Erdtheils, bis wieder gen Ostindien. Sie sind meist schwarzbraun, breitnasicht und großmaulicht, mit dichtem Haarwuchs und stark ausgewirkten Gesichtszügen.

Nach dieser Klassifikation machen die Polarmenschen keine besondre Spiel-art aus, wie sie von einigen Naturforschern angesehen werden. Die Bewohner des Süd- und Nordpols unterscheiden sich nämlich durch ihre ungemein kleine Statur, welche kaum vier Fuß beträgt. Auch sind die gegen den Südpol zu wohnenden Pescherähs mißgestaltet und übel gebildet; die nordlichen Polarmenschen hingegen, z. B. die Grönländer, haben bei ihrer Kleinheit doch wohl-proportionirte Glieder.

Außerdem gibt es auch noch auffallende Abweichungen in der körperlichen Bildung, die zwar erblich, aber nicht

einer

einer ganzen Nation und Völkerschaft eigen sind, deshalb sie auch nicht zu den Spiel-arten gerechnet werden können. Hieher gehören vorzüglich die unter dem Namen der Kakerlken, Albinos ꝛc. bekannten Menschen, die man zuerst in Afrika und nachher auch in den übrigen Theilen der Erde gefunden hat. Diese zeichnen sich durch eine ungewöhnliche Weisse oder auch Röthe der Haut aus, durch gelblich weiss Haar und durch blaßrothe Augen, daher sie mehrentheils Kurzsichtige sind, weil ihnen der zum deutlichen Sehen unentbehrliche Theil, der schwarzbraune Schleim in der Pupille fehlt. Man hält sie mit Recht für Patienten, ob man gleich die eigentliche Ursach des Uebels nicht mit Gewißheit angeben kann.